

❖ Der gute Tambour ❖

Bei Heines Abreise nach Paris lag ihm Campe mit der flehentlichen Bitte im Ohr, doch fürderhin statt des Schwertes nur mehr den Thyrsusstab zu schwingen, und hoffnungsvoll erblickte der Verleger den Dichter schon in einem ganz neuen Fahrwasser, das frei von Politik war. „Ich glaube“, fügte er biedermännisch in einem Briefe an einen Bekannten bei, „dadurch Heine und unserer Literatur einen Dienst zu leisten“. Vor allem aber dachte der gewiegte Geschäftsmann seinem eigenen Geldbeutel einen trefflichen Dienst zu erweisen, denn da ihm Heines Dichtung nur eine milchende Kuh war, hoffte er desto mehr Milch von ihr zu erhalten, je behaglicher sie auf fetter Weide graste, unpolitisches Grünzeug wiederkäuend und nicht behelligt von Zensur, Polizei und Justiz.

Heine täuschte die Erwartungen seines Ausgangers gründlich. Sicherlich war er so sehr Künstler wie Kämpfer, und nicht gar selten schob der Künstler in seiner Brust den Kämpfer beiseite, um sich süßem Nichtstun hinzugeben und auf blumigem Rasen liegend die ruhigen Züge der Wolken zu betrachten. Wenn ihm das Leben derart mehr ein Rosenbeet als ein Schlachtfeld war, malte er sich selbst als den bewehrten Ritter, den Amoretten der Lanze und des Schwertes berauben und mit Blumenketten binden:

So in holden Hindernissen  
Wind ich mich in Lust und Leid,  
Während andre kämpfen müssen  
In dem großen Kampf der Zeit.



Aber ob ihn eines Irrlichts Spuk in trüben Augenblicken weit von der Bahn guten und gerechten Kampfes ablockte, gerade daß er sich „zur Partei der Blumen und der Nachtigallen“ zählte, riß ihn in den großen Kampf der Zeit, denn in der Eislust der vormärzlichen Reaktion erfroren die blühendsten Blumen, und den trillernden Nachtigallen setzten die Metternichschen Vogelsteller mit Leimruten nach. In dieser Zeit der hohen Jagd auf die Ideen der Freiheit beseeelte ihn mehr denn je „die heilige Zwingnis, kämpfen zu müssen“. Er hatte keine Wahl: „Wir ergreifen keine Idee, sondern die Idee ergreift uns und knechtet uns und peitscht uns in die Arena hinein, daß wir, wie gezwungene Gladiatoren für sie kämpfen.“ Durch unsanften Rippenstoß wurde denn der Träumer immer wieder in die eiserne, waffenklirrende Wirklichkeit geschleudert, und seines Lebens letzten und tiefsten Sinn fand der Dichter in der Aufgabe, mit hartem Trommelwirbel aufzurütteln und aufzustürmen, was auf der deutschen Ofenbank hindämmerte und hindufelte:

Trommle die Leute aus dem Schlaf,  
Trommle Reveille mit Jugendkraft,  
Marschiere trommelnd immer voran!

Und so, ein Trommler der Idee, ein guter Tambour der Freiheit, marschierte er voran, immer an der Spitze, immer den Sturm marsch wirbelnd, bis das Kalbfell zersprang und die Schlegel müder Hand entglitten. Schließlich kam weder der Künstler noch der Kämpfer in Heine dadurch zu kurz, daß er beides in einem verband, denn weil er immer dort aufstaudte, wo sich im Morgenwind die Fahnen der Zukunft bauschten, blieb sein Künstlertum so blutfrisch und lebendig, und weil er auch im Lärm der Schlacht klingend die Harfe schlug, drang sein Kampfstruf weithin über das Schlachtfeld.

Wieder war es Paris, das dem Dichter das Schwert des Kämpfers in der Faust festnietete. für ein tändelndes Schmetterlingsdasein war hier nicht Zeit noch Raum. Feder Pflasterstein dampfte hier Weltgeschichte, und wer den fleck bestaute, auf dem sich einst die Bastille erhob, konnte auch den Laternenpfahl auf dem Grève-Platz bewundern, an den die Menge anno 1789 den Blutsauger foulon ge-



knüpft hatte. Aber nicht nur aus den Erinnerungen der Vergangenheit, sondern mehr noch mitten aus der Gegenwart heraus übte tausenderlei auf das leicht entzündliche Herz Heines Einfluß, was es unter dem Leichentuch des deutschen Despotismus nicht gab, eine bewegte Kammer, wirkliche Parteien, politische Versammlungen, politische Zeitungen und vor allem eins: Volk im politischen Sinne, das sich an den Anschlagssäulen in die politischen Plakate vertiefte, sich unter den Säumen des Palais Royal über die Artikel der Presse ereiferte und an den politischen Spottbildern ergötzte und das, wenn es darauf ankam, einen Omnibus umstürzte, das Pflaster aufreißt und hinter dem Schrank hervor die flinte nahm, im trotzigem Blick den Widerschein der Julitage und die Verse der Parisienne auf den trotzigem Lippen:

Vorwärts, ihr Kinder von Paris!  
Vorwärts gegen Kanonenknall!  
Gegen ihrer Bataillone Wall!  
Stürmt auf, stürmt auf zum Siege!

Der in der Heimat bestenfalls nörgelnde Krämer gekannt, die ihre Fäuste in der Tasche ballten, sah in Paris bei den Choleratumulden wilden Volkszorn entfesselt: „Dann wälzt sich durch die Straßen ein dunkles Menschenmeer, worin hier und da die Ouvriers in Hemdärmeln, wie weiße Sturzwellen hervorschäumen, und das heult und braust, gnadenlos, heidnisch, dämonisch.“

Dieses erregte politische Leben schlug den deutschen Dichter, ob er wollte oder nicht, unwiderstehlich in seinen Bann. Wenn er anfangs schwärmend der heiligen Julitage von Paris gedachte, fühlte er die Sonne in seinem Blut und glaubte freudig an die Auferstehung der Völker. Aber nur zu bald merkte er, daß die Dinge in Wahrheit ganz andere Farben trugen, als ihnen die Lichteffekte seiner Begeisterung in der ferne geliehen hatten. Denn die Revolution, auf deren Barrikaden das Volk der Vorstädte gekämpft und geblutet hatte, wurde im Namen des Julikönigtums von einer kleinen Sippe der Bourgeoisie schnöde ausgebeutet. Nach dem Sturz Karls X. stellte der Bankier Lafitte mit seinem Triumphschrei: Von jetzt ab werden die Bankiers



herrschen! den kommenden achtzehn Jahren das rechte Wetterzeichen. Von der großen Revolution wurden – eine der bedeutendsten Besitzverschiebungen der Weltgeschichte! – drei fünftel des französischen Bodens, vordem Eigentum einer handvoll Nichtsteuer, des Königs, der Krautfunker und der Klerisei, zu Nationalgut erklärt, zerstückelt und versteigert. War es Napoleons eigentliche geschichtliche Aufgabe, diesen Besitz mit des Schwertes Schärfe den neuen Eigentümern aus Kleinbauernertum und Bourgeoisie zu verbürgen, so drehte sich, ausgesprochen oder unausgesprochen, der Kampf zwischen feudalklasse und Bourgeoisie unter der Restauration um Rückgabe der eingezogenen Ländereien und um die frage des Schadenersatzes an die früheren Besitzer. Aber weder weißer Schrecken noch gewaltfame Vermuckerung, weder Degen noch Weihwedel vermochten den Schatten des Mittelalters wieder Blut und Leben zu leihen. Als vielmehr der zehnte Karl, um sich der immer mehr anschwellenden liberalen Kammeropposition zu erwehren, zum Staatsstreich griff, stürzte das Volk, von der Bourgeoisie mit einem lachenden und einem weinenden Auge begrüßt, den wackligen Thron der Bourbonen um. Doch so unentschlossen und feige sich die Geldsücker in den drei Tagen benahmen, da das Gewehrfeuer durch die Straßen rollte, so sink und gewandt mußten sie sich die Früchte des Sieges anzueignen, und wie es Lafitte vorausgesagt, kam mit der Thronbesteigung des Bürgers Philipp Gleichheit nicht die französische Bourgeoisie als solche, sondern nur eine ihrer Schichten ans Ruder, Bankmagnaten und Börsenwölfe, Eisenbahnkönige und Grubenherren und ein Teil der mit ihnen verbündeten Großgrundbesitzer, kurz, was sich Finanzaristokratie nannte und genannt wurde. War schon die industrielle Bourgeoisie in die Opposition gedrängt, so hatte die Regierung Ludwig Philipps für die breiten Massen des Volkes erst recht nichts übrig; schamhaft und schamlos zugleich strebte sie vielmehr, im Gedächtnis der Zeitgenossen auszulöschen, daß sie von der Revolution Gnaden den Bessel der Macht einnahm, und machte so schnell wie möglich das törichte Wort zuschanden, daß die Dynastie Orlenns auf dem Throne Frankreichs die beste Republik sei. Rasch



verstrichen die flitterwochen des neuen Regimes, da der König, einem biederen Spezereikrämer gleich, den berühmten Baumwollregenschirm unter dem Arm, durch die Straßen wandelte, allem Volk seinen glänzenden Speckkopf zu zeigen, dessen fatale Ähnlichkeit mit einer Birne bald der Stift der Karikaturisten in zahllosen Spottbildern festhielt. Noch ehe Heine seinen fuß auf das Pariser Pflaster setzte, im März 1831 schon, hatte Lafitte, Königsmacher von 1830 und erster Ministerpräsident des Julikönigtums, volkstümllich trotz seiner ausgesprochen großbürgerlichen Klassenstellung, den Laufpaß bekommen. Sein Nachfolger, Casimir Perier, durch und durch ein verbissener bourgeois Reaktionär, verkündete entschlossen den Bruch mit den Überlieferungen der Revolution und pflanzte die Fahne der unbedingten Autorität auf: Frankreich sollte nach seinem höhnischen Wort fühlen, daß es regiert werde. Wie er im Innern der demokratischen Entwicklung jeden Schritt breit Boden streifig machte, lehnte er in der auswärtigen Politik das Erbteil der entschiedenen Demokratie ab, die mit leidenschaftlicher Neigung dem revolutionären Kampf des italienischen und des polnischen Volkes gegen die reaktionären Mächte Osterreich und Rußland folgte. Namentlich die Sache der Polen erschien der bürgerlichen Klasse von ganz Europa und erst recht der französischen Demokratie als ureigenste Angelegenheit, denn der Zar spielte gerade mit dem Plan eines konterrevolutionären Kreuzzuges gegen Paris, als ihn der polnische Stoß zurückwarf. Um so grimmer war die Wut, daß Casimir Perier seelenruhig den zarischen Henker sein bluttriefendes Schlächterwerk an den Niedergeworfenen vollziehen ließ. Wie seit den Julitagen die Straße nicht mehr recht zur Ruhe gekommen war, so tobte der Aufruhr durch die Gassen, als Periers Handlanger, der Kriegsminister Sebastiani, den unheilvollen fall Warschaus mit hündischer Frechheit der Kammer mitteilte: Die Ordnung herrscht in Warschau! Aber vornehmlich gestützt auf die Bajonette der Nationalgarde, die nicht das Volk, sondern das Krämerium in Waffen darstellte, warf der Ministerpräsident alle Putzche mit brutaler faust nieder, und wenn ihm auch



von den Bänken der Opposition ins Gesicht geschleudert wurde: Die vollendete Restauration ist wieder am Ruder!, die Mehrheit der Kammer hielt ihn. Das konnte nicht wundernehmen, denn der Kassenschrank wählte. Selbst das im fortschrittlichen Sinne erweiterte Wahlgesetz gab nur 180000 Großbürgern das Wahlrecht, die mindestens zweihundert franken jährliche Steuer entrichteten. Ebenjowenig war es ein Wunder, daß sich in den Massen die Enttäuschung über König, Ministerium und Kammer wie eine graue Aschenschicht auf alle Herzen senkte.

Rasch wurde auch Heine von dieser Enttäuschung ergriffen. Bei seiner Ankunft in Paris brannte ihm im Herzen noch der Glaube an die Macht der Idee, und der Kopf steckte ihm voll demokratischer Ideologien. In der Freiheit, die das Salvenfeuer der großen Woche begrüßt hatte, wähnte er eine „allgemeine, menschentümliche Freiheit“ zu sehen, deren die ganze Welt nach den Urkunden der Freiheit teilhaftig werden sollte, und von Ludwig Philipp erwartete er, daß er mit dem selbstbewußten Bekenntnis: Die Freiheit bin ich! an die Spitze der europäischen Freiheit treten werde. Doch als der Schwärmer inne ward, daß Ludwig Philipp alle Freiheitsbäume abschlagen und ihres hübschen Laubwerks entkleiden ließ, um Stützbalken für das Haus Orleans daraus zu zimmern, lernte er in diesem von Klassenkämpfen durchwühlten Lande leichter als in dem bürgermeisterlich behäbigen, schneckenhaft trägen Vaterland durchschauen, daß nicht Ideen, sondern Interessen die Welt beherrschen. Viele seiner Ideologien zerstoben wie Spreu vor dem Winde. Der Bürgerkönig, erkannte er, fand seinen Rückhalt nicht an Elementen, die von der platonischen Idee des konstitutionellen Königstums durchdrungen waren, sondern seine Hilfstruppen, von sehr irdischen Interessen geleitet, bestanden aus Handels- und Besitzleuten, die für ihre Buden und Büdchen besorgt waren, dann aus Kampfmüden, die überhaupt Ruhe haben wollten und endlich aus Bangherzigen, die vor einer Schreckensherrschaft zitterten.

Mit gutem Grunde suchte sich Heine für seine farbigen und funkelnden, mit Witz gewürzten und mit Ironie gepfefferten Berichte über das Frankreich des Julikönigtums



die Augsburger Allgemeine Zeitung aus. Zwar schmähte Börne nicht ganz mit Unrecht dieses Blatt Cottas die „gefällige Allgemeine für alle, die zahlen“, und nicht minder kränkend lobte sie Metternichs gewandter famulus Gentz: „Es lebe die Allgemeine Zeitung, wo Gift und Segengift so tröstlich nebeneinander steht.“ In der Tat gab Cotta den Vorwärtsern und den Rückwärtsern in seinem Organ Unterschlupf und besleißigte sich, um von allen Seiten Leser anzulocken, einer staatsmännischen Mäßigung nach rechts und links. Auch Heine mußte seine Stimme zuweilen dämpfen, um des Blattes und um der Zensur willen konnte er nicht alles sagen, was er dachte, und nicht alles, wie er es dachte, und oft empfand er es als Marter, gemäßigter schreiben zu müssen, als es ihm vom Herzen zur Feder schoß. Aber ein Vorteil wog alle diese Nachteile auf. Heine wollte wirken, trommeln, aufscheuchen, und die Augsburger Allgemeine Zeitung, für Deutschland mit der Times oder dem Journal des Debats wetteifernd, war ein Weltblatt, das zu Tausenden und Abertausenden von Lesern sprach. Von dieser Warte eine Fahne zu schwenken, war unendlich wichtiger und wertvoller als in einem dunklen Winkelblatt das Herz mit allen seinen Zornbränden auszuschütten: das glich fruchtlosem Schwadronieren vor den Stammgästen einer Bierstube. Wenn darum der Verfasser der französischen Zustände selbst seine Sätze mit der Zensurschere beschnitt, ehe er sie in Druck gab, beseelte ihn dabei nur der Gedanke, daß ja selbst die notdürftigste Andeutung zu ersprießlicher Saat in unbekanntem Boden werden könne.

Aber als 1848 ruchbar wurde, daß der Dichter seit dem Dezember 1836 von der französischen Regierung ein Jahresgehalt von 4800 franken bezog, schlugen die gefinnungstüchtigen Krakehler am Kneiptisch über den bestechlichen, den bestochenen Heine ebenso Lärm wie die lächelnden Gefinnungslumpen, die mit der Farbe des Ordensbändchens im Knopfloch nach Wunsch die Überzeugung wechselten. Selbst die Augsburger Allgemeine Zeitung gefiel sich in der eigenartigen Verteidigung, ihr Korrespondent sei vom Ministerium bezahlt worden, nicht so sehr für das, was er geschrieben, als für das, was er nicht geschrieben habe. Nun drückten



gerade unter Guizots Regierungssystem schmutzige Hände verschwiegene Tausendfranknoten in schmutzige Hände, und in dem Paris, wo das Geld Gott und Rothschild sein Prophet war, hatte nur wenig, zumal in der Zeitungswelt, nicht seinen festen Preis. „Unter der Restauration, der Julimonarchie und selbst unter der Republik von 1848“ schrieb Deron in seinen Erinnerungen eines Pariser Bürgers, „habe ich viele Minister aus der Nähe gesehen; alle wünschten die Unterstützung und das Lob der gelese- und geschätzten Blätter und Schriftsteller, aber die Minister suchten selten die Überzeugungen der Schriftsteller zu erleuchten und zu dem Gesichtspunkt der herrschenden Gewalt zu bekehren, sie suchten sie einfach zu korrumpieren.“ Zweifellos dienten von den drei Millionen frank, die Ludwig Philipps Regierung jährlich für geheime Zwecke auswarf, nicht geringe Summen zur Vergoldung williger Federn. Ebenso gewiß aber standen, wie Heine in seiner Rechtfertigung unterstrich, Verbannte und Flüchtlinge aus allen Weltgegenden auf den Unterstützungslisten des Julikönigtums, und auch seine 4800 frank hatten kaum politischen Beigeschmack. Wenn den Pariser Machthabern überhaupt an dem günstigen oder ungünstigen Urteil des Augsburger Blattes viel gelegen war, verhütete schon der königlich bayrische Zensor, durch den Orden der Ehrenlegion willfährig gestimmt, unerwünschte Ausfälle gegen die französische Regierung. Dann war die Summe als Kaufgeld für den bedeutendsten deutschen Dichter und Schriftsteller seiner Zeit wirklich zu lächerlich gering. Vielmehr spendete das französische Volk an viele Tausende von fremden, „die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder minder kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde frankreichs eine freistätte suchten“, ein großes Almosen, und von diesem Almosen hatte die Prinzessin Belgiojoso und der Geschichtsschreiber Mignet einen Teil für den armen Teufel von deutschem Dichter erbettelt, den Hohenzollern und Habsburger, Wittelsbacher und Wettiner kaltblütig hätten verhungern lassen. Als freilich Heine späterhin Karl Marx und „seinen Generalstab“ als Schwurzeugen in dieser Angelegenheit bemühte, sprach



der Altmeister des wissenschaftlichen Sozialismus in einem Brief an Friedrich Engels unwillig von dem „schlechten Gewissen“ des Dichters, und wie man die Sache auch drehen mochte, nicht daß ein deutscher Dichter von dem französischen Ministerium ein Almosen empfing, wohl aber, daß ein Revolutionär unter den Dukatenregen einer Regierung die offene Hand hielt, hinterließ einen mißlichen Eindruck bei feind und freund.

Darum war es nicht weniger ungerecht, wenn ihn seine radikalen Feinde einen in allen Farben schillernden Jesuiten des Liberalismus schimpften. Seine Anschauungen widerstrebten irgendeiner fertigen Schablone; was er über politische Dinge dachte, hatte er nicht in Schachteln und Kästchen jeder Zeit fix und fertig zur Hand; der Parteigeist erschien ihm bald als ein blindes und rasendes Tier, bald als ein die Wahrheit schlecht bettender Prokrustes, aber Partei im großen historischen Sinne nahm er immer; wenn er auch niemals durch die Brille des eingeschworenen Parteimannes in die politische Welt schaute, so doch stets mit dem scharfen Blick eines glühenden Hassers „der überlieferten Erbkehrichsinteressen“. Machte er von dem Recht des Dichters, eine Sache bald in dieser, bald in jener Beleuchtung zu sehen, auch reichlichen Gebrauch, die Magnetnadel seines Schaffens wies unverrückbar nach dem Pol der unverfälschtesten Demokratie. Sein Urteil von heute konnte sich nicht stets mit seinem Urteil von gestern decken, denn je nach dem Hintergrund, von dem die Menschen sich abhoben, mußte er ihre Profile in wechselndem Scheine erblicken, zumal es sich bei den französischen Zuständen um Augenblicksbilder handelte, aus dem Tag heraus für den Tag geschrieben, in Druck gegeben, ehe ihre Tinte noch recht getrocknet war und auch in der Buchausgabe im wesentlichen unverändert gelassen. Der Ludwig Philipp, der alles versprochen und nichts gehalten hatte, machte den Eindruck eines wahren Jesuiten der Bürgerlichkeit, der mit raffinierter Treuherzigkeit die Rolle eines biederen, schlichten Hausvaters spielte, aber unter dem bescheidenen Hut eine ganz unmaßgebliche Krone und in seinem Regenschirm das absoluteste Zepter verbarg. Der Ludwig Philipp, der die



Truppschau der Nationalgarde abritt und jedem uniformierten Budiker vom Pferd herab die Rechte drückte, weckte nichts als ein wenig verächtlichen Mitleids, denn dieselben Franzosen hatten Napoleon mit seinem marmornen Züfarenantlitz, seinen unbewegten Augen und seinen unnahbaren Herrscherhänden vorbeireiten sehen. Der Ludwig Philipp wiederum, den Legitimisten und Carlisten als frechen Thronräuber bespion, gewann in des Dichters Augen: der Erbe der Julirevolution erschien ihm dann wirklich als Stifter eines neuen Herrschertums, als der erste Bürgerkönig. Verglich Heine gar Frankreich, die „glänzende Milchstraße großer Menschenherzen“, mit dem entsternten Himmel Deutschlands, das statt Männern nur Lakaien aufwies, so galt für ihn ein anderer Maßstab, als wenn er in der Sonne der französischen Demokratie nach dem Schatten spähte, den die führenden Geister warfen. Casimir Perier hatte das heilige Feuer gelöscht, die Tempel geschlossen, die Götter gekränkt, die Herzen gebrochen und Frankreich geistig entwaffnet, aber als er im Frühjahr 1832 an der Cholera starb, stimmte Heine doch für seine Beisetzung im Pantheon, weil er, was er getan, im guten Glauben und unter Aufopferung seiner Ruhe, seines Glücks, seines Lebens getan habe – wo kannte man das in Deutschland! Auf der anderen Seite machte sein Spott vor einem Lafayette keineswegs Halt, der für seine Julikönigsmacherei denselben Dank wie Lafitte geerntet hatte; wohl schätzte er ihn als den reinsten Charakter der französischen Revolution nächst Robespierre, als „das größte Herz beider Welten“ und als den getreuen Eckart der Freiheit, doch das Lächeln konnte er sich nicht verbeißen über den „Napoleon des Kleinbürgertums“, den „ordnungsstiftenden Abgott der Gewerbsleute und Kleinhändler“, die ihn als „eine Art Vorsehung zu Pferde“ verehrten, als „einen Genius der Freiheit, der zugleich sorgt, daß beim Freiheitskampf nichts gestohlen wird und jeder das liebe Seinige behält“. Leidenschaftlich aber hing Heines Herz an dem Volk, das sich in den Julitagen wahrlich nicht für den jüngeren Zweig der Bourbonen geschlagen hatte, und dem es jetzt ging wie den zum Barrikadenbau verwandten Pflastersteinen: wie man sie ruhig wieder einsetzte, um die



letzte äußere Spur des Aufstandes zu verwischen, so wurde auch „das Volk wieder an seine vorige Stelle wie Pflastersteine in die Erde zurückgestampft und nach wie vor mit Füßen getreten“. Tief erschütterten ihn die tollkühnen Heldentaten namenloser Republikaner, die bei dem Leichenbegängnis des Oppositionsführers General Lamarque, im Juni 1832, losschlugen und von zwanzigfacher Übermacht, Nationalgarden und Linientruppen, niedergemetzelt wurden: in der Rue Saint-Martin, wo das glühendste Blut Frankreichs floß, flossen auch die heißen Tränen des deutschen Dichters. Zugleich aber beschwingte der „bescheidene Tod dieser großen Unbekannten“ seine Seele in der stolzen Gewißheit, „daß viele tausend Menschen, die wir gar nicht kennen, bereit stehen, für die heilige Sache der Menschheit ihr Leben zu opfern“.

Als Heine im Vorfrühling 1840 nach einer Pause von fast acht Jahren seine politischen Tagesberichte in dem Augsburger Blatte wieder aufnahm, waren die Dinge auf der schiefen Ebene erheblich weitergerollt. Auf der einen Seite mühte sich Ludwig Philipp mit einer geschwätigen und doch zähen Entschlossenheit, auf Kosten der Kammer die Macht der Krone zu steigern und die Minister zu Handlangern seines Willens herabzuwürdigen. Auf der anderen Seite suchte die Kammer der Krone soviel Macht wie möglich zu entreißen und gleichzeitig ihre eigene Herrschaft, das wollte sagen: die einer engumgrenzten Bourgeoischicht gegen den Ansturm der Volksmassen zu befestigen. War namentlich die zweite Hälfte der dreißiger Jahre voller Wirrnisse und Ministerkrisen und hallte sie von großen parlamentarischen Kämpfen wider, so hielt das alles doch nur einen engumgrenzten Teil Frankreichs in Atem, denn kleine Sippen raubten um die Beute, während das eigentliche Volk durch ein brutales Wahlsystem von der Arena ausgesperrt war. Auch wenn demokratische Republikaner wie Barbès und Blanqui gegen die gesetzliche Gewalttat zu verschiedenen Malen die ungesetzliche Gewalttat anboten, fanden sie keinen Zulauf, und alle Putsche geheimer Gesellschaften verpufften wie nasse Raketen. Die parlamentarische Opposition dagegen schrieb die Losung des allgemeinen Wahlrechts auf ihre



fahne, nicht in so wichtigen Bützen allerdings wie der Abbe Lamennais. Dieser religiöse Kommunist, von dem Heine sagte, daß er die Jakobinermütze auf das christliche Kreuz stecke, rief mit leidenschaftlichem Eifer auf das feile Parlament Schmach und Schande herab, auf den „großen Markt, wo jeder sein Gewissen oder was er dafür ausgibt, gegen eine Stelle, ein Amt für sich und die Seinen ausbietet“ – ein Volk, zürnte er voll Verachtung, das es so weit habe kommen lassen, bilde keine Gesellschaft mehr, sondern höchstens einen Hundestall. Aber noch zündeten solche Rufe in den Massen nicht, die teilnahmslos dem Sezänk innerhalb der herrschenden Sippe zuschauten, unbekümmert darum, ob an der Spitze des Ministeriums der freche Junker Molé die revolutionäre Überlieferung in die Schranken forderte, ob der in allen Sätteln gerechte Zeitungschreiber Thiers die Sache des bourgeois Profits mit blühenden Redensarten umwand, ob der trockene Schulfuchs Guizot im Namen und zum Nutzen des zahlungsfähigen Mittelstandes die Geschäfte des Landes führte. Diese stumme Ruhe der Ausgebeuteten und Unterdrückten aber glich drohender Gewitterschwüle, und einen unheimlichen Klang gewann derart das Wort, das Lamartine in die Kammerdebatten warf: „frankreich langweilt sich!“

Eine auswärtige Krise nutzte Ludwig Philipp, um das persönliche Regiment zum Siege zu führen. Seit langem hielt immer wieder der Zerfall des osmanischen Reiches die europäischen Staatsmänner und Staatsweisen in Bewegung, aber bei allem Wirrwarr, der sich aus dem Zusammenbruch der Türkei ergeben mußte, war nur die Richtlinie der zarischen Politik klar. Seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts strebte sie unverrückbar nach dem Besitze Konstantinopels, um durch Beherrschung des Mittelmeeres den entscheidenden Platz unter den europäischen Mächten einzunehmen. Die Regierung Ludwig Philipps kramte nun wieder einen Plan Karls X. hervor, der Konstantinopel den Russen, Belgien und die Rheinprovinz den Franzosen, Hannover und Sachsen den Preußen und den Österreichern die Donauprovinzen zusprach, und in Petersburg war über das saubere Geschäft hin- und hergemarktet



worden. Da aber der ägyptische Vassall des Sultans, Mehemed Ali, als Rebell seinem Lehnsherrn Schlag auf Schlag versetzte, und das Reich aus den Fugen zu gehen drohte, kehrte sich das britische Kabinett, besorgt um die Handelsinteressen der englischen Bourgeoisie und um die Sicherung des Seewegs nach Ostindien, gegen den Ägypter. Wenngleich die französische Politik hin- und herschwankend eine Unterstützung Mehemed Alis nicht aus den Augen ließ, war die gegebene Verteilung der Kräfte: hüben Frankreich und England als die bürgerlichen Mächte Westeuropas, drüben Österreich und Rußland mit seinem Satrapen Preußen als die feudalen Mächte Osteuropas. Aber indem sie Palmerston den England ausschließenden Weltteilungsplan Ludwig Philipps aufdeckte, gelang es der asiatisch schlauen Politik des Zarismus, einen Keil zwischen Paris und London zu treiben und im Juli 1840 das Viermächtebündnis zusammenzubringen, das Rußland, Österreich, Preußen und England, mit der Spitze gegen Frankreich, auf die Unverletzlichkeit der Türkei festlegte. Die Ausschaltung Frankreichs warf das erregbare Volk in nationalen Taumel, Presse und Sasse überboten sich in gellendem Kriegsgeschrei, die Marseillaise erklang wieder, und drohend schwenkte die Jugend die Trikolore nach dem Rhein hinüber, woher aus dem Herzen des erwachenden deutschen Nationalismus das Echo mit Beckers Lied antwortete: Sie sollen ihn nicht haben! Aber ganz zu schweigen, daß dem Bourgeoiskönig die Nachthaube des Krämers besser zu Gesicht stand als die Sturmhaube des Kriegers, zitterte er vor einem Kriege jakobinisch-revolutionärer Prägung, denn wenn wieder die französischen Fahnen gegen den feudalen Osten Europas flatterten, nisteten in ihren Falten die Überlieferungen von 1792, und Ludwig Philipp, der zu der allgemeinen europäischen Reaktion wacker sein Scherflein beige-steuert hatte, spielte in jedem Fall um Kopf und Kragen. Deshalb warf er sich der Kriegsfurie entgegen, indem er den kriegslustigen Thiers durch den friedfertigen Guizot ersetzte, ganz im Sinne des Ausbeuterschwarms, für den Frankreich eine große Suppenschüssel war und dem ein Volkskrieg nur den unerfülllichen Löffel aus der Hand schlagen konnte.



Eines besondern Scharfblickes bedurfte es für Heine nicht, um zu erkennen, daß die Kammer, in der diese Ausbeuterrippe den Ton angab, statt eines Ausdrucks ein Hemmnis der Demokratie war. Für viele der deutschen Liberalen bildete der englische Parlamentarismus das Vorbild; so hatte auch der Dichter in England selbst erfahren, daß, um die parlamentarische Maschine in Gang zu halten, eine Kammer festgefügte Mehrheiten aufweisen mußte. In Frankreich aber zerfiel die Gesellschaft, wie auch die Kammer in so viele verschiedene Spaltungen und Splitter, daß eigentlich keine zwei Menschen in ihren Ansichten ganz übereinstimmten. Doch die Kammer beherrschte, hieß noch lange nicht, wie Ludwig Philipp wähnte, das Land regieren, denn die Kammer mit ihrer Mehrheit von edlen Geldrittern und Industriearon, Auserwählten des Eigentums und Entbussteten des ruhigen Besitzes, war nicht Frankreich und vertrat nicht das Volk. „Bei den Zensurbestimmungen“, schrieb als Preisrichter eines starken Königtums Henry de Frondes, „bei der Zerbröckelung der Parteien, bei einem Mischmasch, verworren zusammengesetzt aus Wahlen, bei denen örtliche Intrigen und Koterien in kleinen Provinzhauptstädten ohne geistiges und politisches Leben, ohne Vergangenheit, ohne Zusammenhang den Ausschlag geben, vertritt die Deputiertenkammer in Wirklichkeit nur sehr wenig, nur einen sehr kleinen Teil des nationalen Lebens“, und auch Heine hielt es für falsch, von einem Regiment der Bourgeoisie im allgemeinen zu sprechen, da nur die konservativen Abgeordneten das Heft in Händen hätten und Frankreich in ihrem Privatinteresse ausbeuteten, wie nur je der Geburtsadel. Kein Minister durfte ihnen etwas verweigern, „keinerlei Amt oder Vergünstigung, weder ein Konsulat für den ältesten Sohn ihres Herrn Schwagers, noch ein Tabaksprivilegium für die Witwe ihres Portiers“. Aber da sich der Dichter durch Phrasendunst den Blick nicht trüben ließ, merkte er bald, daß es auch mit dem Prinzipien Schild nicht weit her war, auf den die Opposition bei den parlamentarischen Kämpfen so dröhnend schlug. Auch er deckte kleinlichste und selbstsüchtigste Interessen, denn die Oppositionsmänner strebten unentwegt nur danach, ihre



Partei ans Ruder zu bringen, um die Herrschaft ihrerseits auszubeuten. Auch der entschiedenste Neuerer in der Kammer wollte nicht das Bestehende gewaltsam umstürzen, sondern lediglich die Furcht der oberen und die Hoffnung der unteren Schichten für sich ausnutzen. Krämer hüben, Krämer drüben. So bitter enttäuscht war der deutsche Anbeter der französischen Freiheit von dem Zerrbild, das er statt der ersehnten Göttin finden mußte.

Gleichwohl verfolgte er den Zweikampf zwischen König und Kammer mit Spannung und nicht ohne Teilnahme für den gekrönten Spießbürger, die wohl heines grimmer Abneigung gegen das Seldsacksparlament entsproß. Im übrigen schwankte auch in diesen neueren Betrachtungen Ludwig Philipps Charakterbild hin und her, je nachdem ihn der Dichter in den inneren Kämpfen als Bürger der gefährdeten Eigentumsinteressen und als Verstellungskünstler mit verstecktem, krummlinigtem, eingeschachteltem Wesen sah, oder in den äußeren Wirren als den großen Spritzenmeister, der die flamme dämpfte und einen allgemeinen Weltbrand verhütete. Gleichviel, aus welchen Beweggründen und wem zu Gefallen, Ludwig Philipp hatte einen Krieg abgewendet, in dem sich zur Freude der Junker und Pfaffen Franzosen und Deutsche gegenseitig die Hülfen gebrochen hätten, und das war für Heine ein Verdienst, des grünsten Kranzes wert.

Umgekehrt schloß er von den beiden hervorstechendsten Ministerpräsidenten Ludwig Philipps gerade den Kriegsschürer Thiers in sein Herz und bedachte den Friedenserhalter Guizot mit unverhohlener Abneigung. Der Grund für diese Gefühle war kaum auf politischem Felde zu suchen, denn politisch waren beide gehupft wie gesprungen: der eine wie der andere ein zäher und nicht bedenkllicher Sachwalter bourgeois Ausbeuterinteressen. Ihre Persönlichkeiten allerdings waren grundverschieden. Ein leichtes Temperament führte den beweglichen Südfranzosen Thiers selbst in großen politischen Fragen bis hart an die Grenze freveln Leichtsinns und ließ ihn um so quecksilberner erscheinen, als das Schwergewicht keiner Überzeugung ihn an seinen Sprüngen hinderte. Revolution, Monarchie, Parla-



mentarismus waren für diesen vollendetsten geistigen Ausdruck bourgeoisen Klassenverderbtheit, wie Karl Marx ihn nannte, nur leere Begriffe, mit denen er nach Willkür spielte, um seine Zwecke durchzusetzen. Bald hinterhältig, bald brutal, aber immer verlogen, hatte er in seinem Herzen nur einen Glauben: an den Profit, und nur einen Ehrgeiz: sich zu bereichern. Der 1832 arm wie eine Kirchenmaus in das Ministerium getreten war, verließ es als Millionär. Guizot dagegen, der den Bourgeois das berühmte: *Enrichissez-vous!* zurief und so wider seinen Willen den Sinn des ganzen Julikönigtums in ein Schlagwort preßte: *Bereichert Euch!*, war ein Mann von strengster, persönlicher Lauterkeit: als er aus der Macht schied, hatte er keinen Sou mehr in der Tasche als vordem und mußte sich durch die Feder sein Brot verdienen. Pedantisch, kalt, hochmütig, an Stelle des Herzens ein Uhrwerk tragend, verstand er es doch ebenso gut oder noch besser als Thiers, seine schützende Hand über die ausbeutungslüsterne Bourgeoisie zu halten. Dem oft von äußerlichkeiten bezwungenen Dichter mußte ohne weiteres die gesunde Rotbäckigkeit eines Thiers, mit seiner gallischen Munterkeit ein rechter Vertreter des Landes, in dem weißes Brot und roter Wein so süppig gedeihen, mehr zusagen, als die grämliche Puritanermaske eines Guizot, der in dem Londoner Nebel weit eher zu Hause zu sein schien, als in der Pariser Sonne. Da sich Heine bei der politischen Einschätzung beider Männer von dem ästhetischen Eindruck nicht zu befreien vermochte, pries er Thiers als den Staatsmann mit angeborenen Regierungsgaben, lobte seine große Einsicht und Humanität und wertete dieses leichte Talent ernstlich als Genie. Allerdings mußte er ihn auch des Umgangs mit gewissenlosen Glücksrittern zeihen, wegen seiner imperialistischen Gelüste brandmarken und ihn gelegentlich auf einem Meisterstück von Perfidie festnageln. Vor allem schüttelte er den Kopf über den Hauptfehler dieses kurz-sichtigen Augenblickspolitikers: „Er kennt den letzten Ring nicht, womit die irdischen Erscheinungen an den Himmel gekettet sind; er hat keinen Sinn für große soziale Institutionen“. Wenn er den Kriegslüsterne 1840 ob seiner „borniert nationalen Geistesrichtung“ einen französischen



Altdeutschen nannte, so war das bei Heines Haß gegen die Maßmänner noch weniger schmeichelhaft, als wenn er Guizot ob seiner Magisterhaftigkeit mit einem deutschen Professor verglich. Stießen ihn bei diesem „Mann des geregelten und gezeitigten Fortschritts“ die persönlichen Eigenschaften ab, der puritanische Zuschnitt, der lauernde Hochmut, das doktrinäre Belehrungssystem, das eckig-kalvinistische Wesen, so entdeckte er doch etwas Sicheres, Haltbares und Gründliches an diesem schweren und trüben Schulfuchs; in einem freundlichen Augenblick glaubte er sogar die Interessen der Menschheit gut bei ihm aufgehoben, aber letzten Endes waren ihm seine Tugenden fast mehr zuwider als die Fehler des anderen, und beide galten ihm als treue, unbedingte Diener der Bourgeois Herrschaft.

Den Heine der Pariser Jahre, der für die fanfaren kriegerischen Ruhms kein Ohr mehr hatte, bestach auch der Mann, der die ganze Schlachtengloire Frankreichs in sich verkörperte, Napoleon, lange nicht mehr in dem Maße wie den Dichter des Buches *Le Grand*. Zwar hatte der Name des großen Schlachtengottes immer noch einen mitreisenden Klang, in zahllosen Bühnenstücken leuchtete die Sonne von Austerlitz und mit Bérangers Versen trällerte jedes Grifjetchen das Lob des *petit Caporal* in den Morgenwind. Aber der Bonapartismus als politische Überzeugung stand auf tönernen Füßen; mochten sich auch die Republikaner bisweilen, dem Orleans zum Trotz, mit Feßen aus der Garderobe des Kaiserreichs ausputzen, als der junge Adler, der Herzog von Reichstadt, im Käfig zu Schönbrunn geendet hatte, glaubten die wenigsten noch an den Stern der Napoleoniden. Die beiden Handstreichs, durch die 1836 und 1840 der zweifelhafte Nefse nach der Krone des großen Oheims griff, weckten für das: *Es lebe der Kaiser!* keinen Widerhall im Volk, und als die Leiche des Gefangenen von Sanct-Helena 1840 von dem fernen Felsenland nach dem Seinestrand überführt wurde, begleitete eher Wehmut denn Begeisterung den prunkvollen Zug. Auch Heines Napoleonenthusiasmus ließ die Flügel hängen. Noch immer beugte sich der Dichter der ungewöhnlich strahlenden Erscheinung des Mannes, den zu gleicher Zeit auf dem deutschen Par-



naß die Grabbe, Gaudy und Zedlitz in kanonendonnernden Dramen und eisenklirrenden Strophen feierten, aber schroff verwahrte sich der Demokrat gegen den abtrünnigen Hohn der Revolution, der sich von einem Priester zum Kaiser salben ließ und die gekrönte Vetternwirtschaft der Zäsuren erbuhlte. Ob auch für die Franzosen tausend Donner in dem Namen Napoleon schloßen, im nüchternen Tageslicht der Wahrheit war die Zeit des Kaiserreiches alles andere als schön und beglückend, denn die Ficker lagen brach, die Menschen wurden zur Schlachtbank geführt und rauschende Ruhmsucht und glänzendes Soldatentum töteten alle bürgerliche Einfalt und freiheitsliebe. Während er daher den lebenden Despoten hätte bekämpfen müssen, konnte Heine in dem toten Kaiser wenigstens noch den Mann bewundern, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber vertreten hatte; gedämpfte Melancholie bewegte in der Erinnerung an eine nicht wiederkehrende großartige Zeit sein Herz, als er den Leichenzug des einst Vergötterten durch den Triumphbogen, durch die elysäischen Felder nahen sah:

Mißtönend schauerlich war die Musik.  
Die Musikanten starrten  
Vor Kälte. Wehmütig grüßten mich  
Die Adler der Standarten.  
Die Menschen schauten so geisterhaft,  
In alter Erinnerung verloren –  
Der imperiale Märchentraum  
War wieder heraufbeschworen.

Ein Märchentraum nur, denn die hausbackene Wirklichkeit mit ihrem Gewimmel von Mittelmäßigkeiten hieß Ludwig Philipp, Thiers und Guizot. Aber mochte ihr niedriger Schachergeist dem Dichter auch Ekel einflößen, vive la France quand-même! Frankreich hoch trotz alledem! Denn wenn er selbst die schwere Kette der Enttäuschung wie eine Galeerenkugel nachschleppte, Frankreich blieb ihm die rote Erde der Freiheit, wo nach einem niedergeschlagenen Aufruhr, unter dem Standrecht, mehr Pressefreiheit herrschte als in deutschen Landen zu ruhiger Zeit, und wo selbst die politischen Gefangenen in Sainte-Pelagie es wagen durften, die Gefängnismauern mit Spottbildern auf den König zu bedecken, also mehr Spielraum hatten als die Sklaven der



deutschen Despoten auf freiem fuß. Wenn gar, wie es die französischen Zustände voraus sagten, Ludwig Philipps Regime über kurz oder lang zusammenbrach, ward Paris wieder der feuerherd, der die funken über die ganze Welt verbreitete. Mit dieser überzeugung stand Heine nicht allein. Wie friedrich Theodor Welcker, eine hauptschlafmütze des vormärzlichen Liberalismus, vor einer reise nach Paris zurück schauderte, weil sie den deutschen regierungen als Ausdruck maßlos liberaler gesinnung galt, so richteten nach wie vor entschlossene vorkämpfer des deutschen bürgertums hoffnungsfreudig den blick nach der französischen hauptstadt. Was Heine klar und scharf an Vorliebe für die große revolution offenbarte, war nichts anderes als die stimmung der fortgeschrittensten einer ganzen generation, die von dem alten Mutterland politischer umwälzungen auch für Deutschland das heil erwarteten. Selbst der zahme freund des zahmen Welcker, Rotteck, meinte frei heraus, bei einem Konflikt des konstitutionellen frankreich mit den beiden absolutistischen deutschen Großstaaten Österreich und Preußen könne ein deutscher liberaler mit seiner Neigung nur auf jener, nicht auf dieser Seite stehen, und in der sächsischen Kammer fiel gelegentlich vom Ministerlich die äußerung, die konstitutionellen deutschen Staaten müßten mit frankreich fühlung halten. Auch der Gedanke eines deutsch-französischen Bündnisses ging im Vormärz als kleine Münze in den oppositionell gerichteten Schichten des deutschen Volkes von hand zu hand. Daß frankreich und Deutschland natürliche Bundesgenossen waren, wußte auch ein hohler Schwärzer wie Jakob Venedey, einer der Pariser Exilsgefährten Heines, mit wirtschaftlichen Gründen zu belegen: „Die besonderen handelsinteressen der Franzosen und Deutschen stehen sich nirgends im Wege. Oft im Gegenteile reichen sie sich wechselseitig die hand. Die natürliche handelsrichtung Deutschlands geht nach dem Norden hin, die frankreichs dagegen mehr nach dem Süden. Spanien, Portugal, Italien und Afrika sind die länder, auf die frankreichs Auge zunächst gerichtet ist; dagegen stehen Schweden, Norwegen, Dänemark und London mehr unter dem natürlichen handelseinfluß Deutschlands. Ein



Teil der Landesprodukte Deutschlands, Holz, Pferde, Rindvieh, sind ein Bedürfnis für Frankreich und ein Teil der Fabrikationen Frankreichs sind für Deutschland ein Bedürfnis . . . Das allgemeine Handels- und Industrieinteresse Deutschlands steht im Widerspruch mit dem Englands und vereinigt sich in diesem Widerspruch mit den Interessen Frankreichs."

Die Abneigung gegen England teilte auch Heine, aber was früher wohl eher ein verschwommen ästhetischer Abscheu des Dichters vor dem phantasielosen, kurznasigen, halbstirnigen und hinterkopfloßen Dolke war, hatte längst politisches und wirtschaftliches Knochengeriüst erhalten. Im Herzen der Engländer entdeckte er eine geheime Eifersucht, die immer wie ein böses Geschwür sickerte und eiterte, sobald in Frankreich ein behaglicher Wohlstand emporblühte, die französische Industrie durch den Frieden gedieh und die französische Marine sich bedeutend ausbildete. Ebenso erkannte er, daß die unerschämte Liebe der Briten für die Deutschen der wirtschaftlichen Rückständigkeit seines Vaterlandes entsprang, von dessen Handelskonkurrenz die Londoner Krümer nichts zu fürchten brauchten. Aus dem Gefühl der erwachenden bürgerlichen Klasse Deutschlands lehnte er sich gegen die industrielle Weltherrschaft der „Punier der Nordsee" auf; wie andere Zeitgenossen sah er auch einen späteren Waffengang Deutschlands mit Rußland voraus, diesem „furchtbaren Riesen, der jetzt noch schläft und im Schlafe wächst, die Füße weit ausstreckend in die duftigen Blumengärten des Morgenlandes, mit dem Haupte anstoßend an den Nordpol, träumend ein neues Weltreich", aber die Leidenschaft, mit der er die Fahne des deutsch-französischen Bündnisses erhob, ging über bürgerliche Gesichtskreise hinaus. Kein anderer suchte so wie er die Hand beider Völker ineinander zu legen, fiebernd von der Erkenntnis, daß weder das deutsche noch das französische Volk nach Krieg begehre. Nicht ahnend, daß gerade die industrielle und bürgerliche Entwicklung den schärfsten und einseitigsten Nationalismus herausarbeiten mußte, unterlag er einem verbreiteten Irrtum. Wenn die Anhänger Kottecks glaubten, National sympathien und -antipathien seien nur mehr in der



ungebildeten Volksmasse tätig und die gebildeten Schichten verbinde über die trennenden Grenzpfähle hinweg eine Wahlverwandtschaft der Geister, so betonte Heine, ähnlich wie früher schon, daß es in Europa keine Nationen mehr gebe, sondern nur zwei Parteien, Aristokratie und Demokratie. Darum hieß es front machen gegen den treulosen Blödsinn der franzosenfresser und Rheinliedbarden, war doch der Nationalhaß nur ein Mittel, eine Nation durch die andere zu knechten. Als ein Deutscher, der das Deutschland der Zukunft liebte, betrachtete er es als seine vornehmste Aufgabe, die beiden Völker und Länder miteinander zu verschwistern, denn dem Wortführer des deutsch-französischen Bündnisses lag in erster Reihe daran, der deutschen Freiheit eine Sasse zu brechen. Nur ein demokratisches Deutschland tauschte mit einem demokratischen Frankreich den Bruderkuß, und „wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verheizen, das große Völkerbündnis, die heilige Allianz der Nationen, kommt zustande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Kofse und wir erlangen Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet, es ist mein Amt“. Wie die deutsch-französische Verbrüderung die Freiheit, so bedeutete ein siegreicher Krieg des vormürzlichen Deutschland gegen Frankreich die Unfreiheit Europas. Was den Dichter vor der Möglichkeit zurückschrecken ließ, die potsdämische Funkersprache könne wieder durch die Straßen von Paris schnarren, schmutzige Teutonenstiefel wieder die heiligen Boulevards beslecken und das Palais Royal wieder nach Fuchten riechen, war einzig das Entsetzen vor einer barbarischen Knutenherrschaft, wie sie auf den Spuren der Sieger von 1814 und 1815 einhergezogen war.

Da den Rückwärtsern und Deutschtümlern Frankreich nur als Revolutionsvogelscheuche genehm war, schalteten sie den Bannerträger der deutsch-französischen Verständigung einen Vaterlandsverräter und sprengten das Gerücht aus, er habe



sich in Frankreich naturalisieren lassen. Sündig konnte der Verdächtige nachweisen, daß er sich um eine Naturalisation niemals bemüht habe; scherzend meinte er wohl, er habe diesen Schritt vermieden, aus Furcht, Frankreich dann weniger zu lieben, wie man für eine Maitresse kühler werde, sobald man ihr vor dem Standesamt gesetzlich angetraut sei, aber im Ernst führte er, als es die Abwehr schmutziger Verleumdungen galt, den närrischen Hochmut des deutschen Dichters ins Treffen: „Ein entsetzlicher wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose.“ Aber seine nationale Gesinnung war ebenso weit entfernt von der kaltblütigen Vaterlandslosigkeit der Metternichs, denen alles Streben nach nationaler Einheit gegen und über den Bundestag hinweg als ausgemachter Hochverrat galt, wie von der Nationalitätsfeyererei der Maßmänner, die, weil ihr Nationalgefühl künstlich großgepöppelt war, es mit rüder Kraftstoffsellei gegen die anderen Völker verwechselten. Da Heines Patriotismus sich nicht mit Haß gegen die Franzosen, gegen die Zivilisation und gegen den Liberalismus deckte, war diesen bramarbasierenden Helden der Nationalität seine Liebe zu Deutschland keineswegs über jeden Zweifel erhaben. Doch stolz konnte er ihres ohnmächtigen Sekluffs lachen. Ihr Deutschland war das „alte offizielle Deutschland, das verschimmelte Philisterland“, das unter der Hut von sechsunddreißig Monarchen schnarchte, sein Deutschland aber das wirkliche Deutschland, das große geheimnisvolle, sozusagen anonyme Deutschland des deutschen Volkes, „des schlafenden Souveräns, mit dessen Zepter und Krone die Meerkatzen spielen“, seine Hoffnung galt diesen Deutschen als dem tapfersten und gelehrtesten Volke, „einem Volke, das auf tausend Schlachtfeldern seinen Mut und in hunderttausend Büchern seinen Tiefsinn bewiesen hat, einem Volke, dessen breite Brust mit glorreichen Narben bedeckt ist und über dessen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahingezogen sind und die ehrwürdigsten Furchen hinterlassen haben“. Als er freilich Deutschland verließ, hatten sich dort dritthalb Menschen um Politik gekümmert. Jetzt in Frankreich staunte er, daß die Kanonen der großen Woche auch das stille



Traumland geweckt haben sollten, das, eingeschlüfert von Goethe mit seinem Einapopein, von den Pietisten mit ihrem langweiligen Gebetbücherton und von den Mystikern mit ihrem Magnetismus, dalag und schlief.

In der Tat war dem Krach in Frankreich ein Knistern im Gebälk des deutschen Bundes gefolgt. Preußen, das sofort drei Armeekorps nach seiner unsichersten Provinz, dem Rheinland, schob, bewahrte zwar die Ruhe des Kirchhofs nach wie vor, aber in Braunschweig jagte das Volk den Herzog Karl zum Teufel, der, halb schmutziger Sassenjunge, halb größenwahnsinniger Despot, sich im Schlamm aller Laster gewälzt hatte, in Sachsen, dem klassischen Lande bürgerlichen Gewerbesleißes, kam es zu Unruhen gegen das Serenissimusregime eines verkindschten Potentaten und die Ausbeutungskniffe einer unbeschränkten Adels Sippe, in Kurhessen wandte sich der Groll des Bürgertums gegen die schamlose Haremswirtschaft am kurfürstlichen Hofe, und in Göttingen, der Universität des Junkerstaates Hannover, ging es ein paar Tage fast republikanisch zu. Doch statt eines reinigenden Gewitters war all das ein hilfloses Wetterleuchten; dumpfer Druck lastete weiter über den deutschen Landen, und wenn auch hier und da das Jahr 1830 etwas wie eine Verfassung mit sich brachte, das deutsche Bürgertum, zahm, demütig und lendenschwach, wie es nun einmal war, wußte sich noch nicht des Parlaments als einer wirksamen Waffe gegen den Absolutismus zu bedienen, so wenig wie nach 1810 Preußens bürgerliche Klasse mit dem Geschenk der Städteordnung etwas hatte anfangen können. Sobald den süddeutschen Liberalen einmal ein Minister nicht allzu derb auf die Füße trat, takelten sie sofort das stolze Schiff ihrer Forderungen ab, um nicht das rührende Verhältnis zur Regierung zu trüben, und die Vertreter der norddeutschen Landtage oder erst der preussischen Provinziallandtage wagten ihre Segel gar nicht zu hissen. Wenn sich hier einmal ein oppositionelles Lüftchen erheben wollte, brachte es die jämmerliche Feigheit des Untertanen rasch zum Schweigen. In einem Briefe an Darnhagen aus dem Jahre 1833 schilderte Stügemann, preussischer Staatsrat und vaterländischer Sängler, anschau-



lich, wie ein Hauptwortführer unter den rheinischen Abgeordneten auf seine Mitabgeordneten im Sinne „dessen, was man den guten Geist nennt“, kräftig einwirken werde, weil er die Entlassung seines Sohnes aus dem Gerichtsdienst, erfolgt wegen burschenschaftlicher Bestrebungen, rückgängig machen wolle, und wie in Münster ein radikaler Buchhändler im westfälischen Landtage den „guten Geist“ befördern werde, um seines Schwagers, eines nach Breslau strafversetzten Oberlandesgerichtsrats, Rückkehr zu dem heimatlichen Pumpnickel zu erreichen. Das war, in zwei Schattenrissen gezeichnet, die Opposition des vormärzlichen Bürgertums: der eine kuschte, um seinem Sohn die Staatsstellung nicht zu verderben, der andre, um dem lieben Schwager gefällig zu sein, der dritte, weil nun einmal gekuschelt werden mußte.

Wortradikalismus im wesentlichen war auch, was im Jahre 1832 auf dem Hambacher fest in der Pfalz vor einigen zehntausend Menschen die schwarzrotgoldene Fahne deutscher Einheit und Freiheit schwang und durch den Mund der Wirth und Siebenpfeiffer Volkshoheit so gut wie Völkerbrüderung verkündete. Den Machthabern schlug der Schreck ob solch aufrührerischen Gebarens ins Gebein; während die hochwohllobliche Perückenammlung in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt im Jahre zuvor schon die Einsendung von Adressen über öffentliche Angelegenheiten als Gefahr für Ruhe und Ordnung untersagt hatte, prasselte jetzt ein ganzer Hagel von Verböten auf die schafsgeduldigen Deutschen nieder, die Redner des Hambacher festes wurden zur Untersuchung gezogen, mißliebige Blätter unterdrückt, oppositionelle Professoren aus Amt und Brot gejagt und den Regierungen durch die sechs Ausnahmebeschlüsse vom 28. Juni 1832 eingeschärft, um keinen Preis den Kammern Einfluß auf die Regierung einzuräumen. Da derart einem öffentlichen politischen Leben in Deutschland wieder rettungslos die Adern abgebunden waren, entlud sich das bißchen Tatkraft und Tatendrang, das in diesem verzagten Bürgertum die Muskeln spannte, in Verschwörungen und Putschten. Im Darmstädtischen sah ein Geheimbund an seiner Spitze den Rektor Weidig aus



Suzbach, der nachher im Gefängnis zu Tode gefoltert wurde, und den Studiojus Georg Büchner, den genialen Dichter von Dantons Tod, der zuerst unter den Deutschen in dem Verhältnis zwischen arm und reich das einzige revolutionäre Element auf der Welt fand. Aber diese Verschwörung mußte ebenso kläglich scheitern wie der törichte Sturm, den im April 1833 ein Haufe Studenten auf die frankfurter Haupt- und Konstablerwache unternahm, um den Bundestag gefangen zu setzen und die Freiheit Deutschlands auszurufen. Nur wem die Versklavung Deutschlands am Herzen lag, jubelte hell auf, denn wie nach der Tat Sands trommelte Metternich die Minister aller Bundesstaaten in seinem Fuchsbau zusammen und heckte mit ihnen die Geheimen Wiener Konferenzbeschlüsse aus, die alle Regierungen noch strenger als zwei Jahre zuvor auf die unbedingteste Reaktion verpflichteten. Eine Bundeszentralbehörde wurde eingesetzt, die Demagogenjagd hub von neuem an, und abermals füllten sich die Kerker mit angeblichen Hochverrättern. In Preußen trug schon die Teilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen dem Verdächtigen die Todesstrafe ein, die in der Regel in dreißigjährige festungshaft umgewandelt wurde, und anderwärts im lieben deutschen Vaterland sah es nicht erbaulicher aus.

Weil sich der Befreiungsdrang der bürgerlichen Klasse auf politischem Felde nicht entfalten konnte, schoß er mit dem sogenannten Jungen Deutschland wieder üppig in die literarischen Halme. freilich war das Junge Deutschland nur für Polizeinasen und Polizeiakten eine bestimmte Schule und eine eingeschworene Richtung, denn die unter diesem Sammelnamen ins Fegfeuer geschickt wurden, waren weder von gleicher Art und gleichem Wuchs, noch einte sie ein gleiches Ziel. Wenn von den kleineren Geistern Kühne vor Hegels Katheder seine innere Revolution erlebt hatte und jetzt im Irrgarten der Hegelschen Philosophie hilflos umhertaumelte, so erklärte Mundt eben dieser Hegelschen Philosophie im Namen der Persönlichkeit und Schönheit erbitterten Krieg. Suzkow und Laube von den bekannteren Namen waren so wesensverschiedene Naturen wie Börne und Heine, und knüpfte hier ein Jungdeutscher an das Frankreich



der Julirevolution an, so sah ein anderer in Deutschland das ewige, natürliche Zentralland der Bewegungen Europas und griff auf Gotenzüge und Germanenkriege zurück. Was die keineswegs sehr stürmischen Stürmer verband, war lediglich das unbestimmte Gefühl, daß ein Neues im Werden sei und sie den Beruf hätten, daran mitzuschaffen: alles war in Frage gestellt, das große Examen der Welt hatte begonnen und an dem neu aufzulegenden Gesetzbuch der Weltordnung mußte Literatur und Kritik in erster Reihe mitarbeiten. Samt und sonders gingen sie, geweckt durch die Sturmglocken der Julirevolution, von politischen Anfängen aus. Guzkow verbreitete sich damals über die historischen Bedingungen einer preussischen Verfassung und riet in der Divination auf den nächsten württembergischen Landtag zur staatsmännelnden besonnenen Zurückhaltung, Laube begann mit politischen Briefen über Polen, Mundt erschien zuerst mit einer Schrift Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwicklung auf dem Plan und Wienbarg machte in holländischen Reisebriefen aus seinem demokratischen Herzen keine Mördergrube. Aber als nach dem Hambacher fest der reaktionäre Wind schärfer wehte, sagten sie dem rein politischen Lied Valet und suchten dem Zeitgeist belletristisch zu dienen. Mit Guzkow zu reden, trieben sie „den Schmuggelhandel der Freiheit: Wein, verhüllt in Novellenstroh, nicht in seinem natürlichen Gewande“. Aber obwohl sie sich auch hierbei im klaren waren, daß sie eigentlich in keiner Zeit lebten, sondern auf der Brücke zweier Zeiten, wußten sie nicht recht, was sie wollten, und zudem wollte keiner von ihnen daselbe wie der andere. Diesem schwebte die Reform der protestantischen Kirche als Ziel, aufs innigste zu wünschen, vor, jener mühte sich, einer radikalen Revolution der Liebe den Weg zu ebnen, und alle führen so hoffnungslos mit der Stange im Nebel umher, daß diese mystischen Epikuräer, wie der Franzose Edgar Quinet sie nannte, selbst den ängstlichen Beelchen des deutschen Bundestags keine ernstliche Gefahr bedeutet hätten, von drei Umständen abgesehen.

Vernahmen die großen und kleinen Handlanger des Rückschritts vom Schlage der Metternich, Gentz, Rochow,



Tzschoppe und Dambach das Stichwort Junges Deutschland, so sträubten sich ihnen die Haare, weil sich zu gleicher Zeit auf Schweizer Boden eine revolutionäre Verbindung wandernder deutscher Handwerksgefallen unter dem gleichen Namen und im Anschluß an das von dem ewigen Verschwörer Mazzini geschaffene Junge Europa gebildet hatte. In ihrer polizeiwidrigen und doch echt polizeilichen Beschränktheit stellten die deutschen Machthaber die harmlosen Literaten den ebenfalls harmlosen, aber wild verschrienen Handwerksburschen gleich. Zum zweiten schwebte der verfehlt Name Heinrich Heine wie ein blutroter Rebellenwimpel über den Schriftstellern des Jungen Deutschland. Zwar war von allen Heinrich Laube der einzige, dem der Dichter näher trat und dem er sich eine Zeitlang, kaum mit Recht, in wesentlichen Fragen der Weltanschauung wahlverwandt fühlte. Im übrigen streute er ihnen wohl Lorbeeren, weil sie in dem Heerbann des Fortschritts zu Felde zogen, aber sonst behandelte der Anerkannte und Geseierte sie mit lässigem Wohlwollen als strebende „junge Leute“, ohne durch andere Fäden mit ihnen verbunden zu sein. Doch aus dem Quell seines Geistes hatten sie alle Mut getrunken und an seiner Sprache ihren Stil geschult, und den Widersachern des Neuen, das sich in Staat und Gesellschaft vorbereitete, war es jedenfalls eine abgemachte Tatsache, daß Heine in jedem Ausmaß der böse Geist des Jungen Deutschland sei. Keiner hob so ganz und gar aller Rücksicht bar seine Hand wider die Götzen des Tages, keiner schnellte mit so tödlicher Sicherheit Pfeile von klingender Behne denn er. Auch in den ersten Pariser Jahren hatte er Spannen der Erschlaffung zu überwinden, da er ernstlich glaubte, mit allem Bestehenden auf friedensfuß leben zu können, aber die nach dem Hambacher fest losgekoppelte Meute brachte ihn zornglühend wieder auf die Beine, und jetzt zeigte sich, wie sehr das Paris, in dem noch ein Hauch von dem klaren und scharfen Geist des großen Pamphletisten Paul Louis Courier lebte, für ihn die hohe Schule des Pamphlets geworden war. Wie in der Vorrede zu den französischen Zuständen, einer Schmähschrift von hinreißender Wucht und Gewalt, des Dichters grimme Ver-



achtung mit Preußen umsprang, „diesem langen, frömmelnden Samaschenhelden mit dem weiten Magen, dem großen Maule und dem Korporalstock“, wie er seinem Friedrich Wilhelm das Brandmal der Schande auf die eidbrüchige Stirn preßte, wie er mit dem entzügelten Zorn des „großen Narren“ deutsches Volk schrecklich drohte, das war unerhört in der politischen Literatur nicht nur der zahmen Deutschen. Ein Höllenspuk mußte den geängstigten Potentaten diese Schrift erscheinen: in diesen geschliffenen und gespitzten Büßen blühte ihnen das Fallbeil vom 21. Januar 1793 und ließ ihre Knie um so ärger schlottern, als die Vorrede, ohne Heines Erlaubnis gedruckt, als flugschrift heimlich im Volk umging, neben Georg Büchners Hessischem Landboten das erste moderne politische Flugblatt in Deutschland. In Berlin und in Wien hätten darum die Machthaber am liebsten eine Treibjagd auf jeden der losen Gedanken Heines eröffnet. Der preussische Friedrich Wilhelm selbst fragte in einer Kabinettsorder vom 29. Januar an, „was wegen der zu Hamburg gedruckten, höchst verwerflichen beiden Bücher französische Zustände von Heine und Mitteilungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde von Börne verfügt worden sei“, und zühneknirschend mußte der preussische Minister des Auswärtigen einräumen, Heines Wiß biete „ein leider nur zu bewährtes Mittel, das Gift jener Lehren um desto schneller und allgemeiner verbreitet zu sehen“. Nicht zum wenigsten erschien sein Griffel als ein Dolch, gezückt auf das Herz jedes Tyrannen, weil der Dichter damals schon aus dem politischen in das soziale Kampfgebiet hinauswuchs. Als Metternich, aufgebracht über Heines Artikel in der Allgemeinen Zeitung durch Senz einen beschwörenden Brief an den alten Cotta richten ließ, ward darin besonders „die grenzenlose Verachtung“ unterstrichen, „womit diese Unholde von den achtbarsten Klassen des Mittelstandes sprechen“, und Wolfgang Menzel schwenkte vor den Augen des entfetzten Spießbürgers den roten Lappen: „Wem schmeicheln diese Lehren als der Bestialität und Raublust, die in den Höhlen der Verworfenheit, im Schmutz und Branntwein der großen Haupt- und Fabrikstädte noch schlummern, aber leicht zu wecken sind“.



Da jeder einzelnen Veröffentlichung Heines die Zensur mit besonderer Schärfe aufwartete, war eigentlich der Stein längst im Rollen, als jener Schubjack mit schäbiger Denunziation noch einen Wink mit der Mistgabel gab. Menzel, in dem beschränkten nationalen Knotentum des Burschenschafters von 1817 befangen, hatte vor kurzem noch mit den Geistern des jungen Deutschlands an einem Strick gezogen. In Stuttgart war er als kritischer Literaturpapst in immer reaktionärerer Richtung verknöchert; da die von Sułkow geplante und angekündigte Deutsche Revue seinem eigenen Blättchen Einbuße zu tun drohte, holte er aus niedrigstem Wirtschaftsneid zu tückischem Streich aus gegen das junge Deutschland der „Huren und Suben“, gegen den „aus dem Bordell herauswankenden Auswurf der Nation“, gegen die „Schule der frechsten Unsitlichkeit und raffiniertesten Lüge“. Als am 10. Dezember 1835, angestachelt von Metternich, der Bundestag sämtliche schon erschienenen und noch erscheinenden Schriften des jungen Deutschland ächtete, hatte Menzel die Genugtuung, daß auf der Liste Heinrich Heine an erster Stelle stand; ihm zunächst galt dieser schmähliche Versuch, eine unbequeme Opposition nicht nur geistig zu knebeln, sondern auch wirtschaftlich auszuhungern. Der Dichter, im Besitz seines „guten loyalen und royalen Gewissens“ zuerst haß erstaunt über den „proskribierenden Wahnsinn“ der Regierungen, wandte sich mit einer untertänigen Bittschrift an die hohe Bundesversammlung, ihm das freie Wort wieder zu gestatten – „ich ehre in Ihnen“, schrieb der Spötter den mottenzerfressenen Perücken des Tarisschen Palastes, „die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimat“. Aber während Goethe zwanzig Jahre vorher in einer Petition von derselben Bundesversammlung geschäftstüchtig ein besonderes Verlagsvorrecht für seine Werke erfleht hatte, bat Heine nur um das „freie Wort in der deutschen Druckwelt“. Als solche übel angebrachte Unterwürfsigkeit keinerlei Früchte trug, sprach er zunächst in einer heißen Streitschrift über „das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart“ die Ehrlosigkeit, die Infamie, aus und rechnete zugleich mit der schwäbischen Dichterschule ab, die dem feigen Angeber als Rückendeckung ge-



dient hatte. Diese schwäbischen Dichter, zu denen Uhland nur bedingt gehörte und von denen nur Möricke das bescheidenste Mittelmaß überragte, waren nicht allein in Heines Augen harmlose Leutchen, die den Welthändeln abgewandt, mit dem fallhütchen auf dem Kopf, auf kleinen Bänckchen saßen und das schöne Wetter besangen, die frühlingssonne und die Maienwonne, die Selbweiglein und die Zwetschenbäume. Wirklich steckte in den Anwürfen der Menzel und Pfizer auf das Junge Deutschland, dessen fürsprecher Mundt die geschäftig brausende Stadt im Gegensatz zum Land als den „Pantheonstempel menschlicher Zustände“ feierte, eine Art Aufstand des zurückgebliebenen, dörflich stillen, acker- und weinbauenden Süddeutschland gegen das entwickeltere, städtisch unruhige, industrielle Norddeutschland, in dem sich die Keime bevorstehender Umwälzung regten.

Aber obwohl Heine aus anderm Holz geschnitzt war als Laube, der nach dem Bundestagsbeschluss die flinte am weitesten ins Korn warf, wiegte er sich in der folgenden Zeit in dem Wahn, daß sich sein Verhältnis zu den Regierungen täglich versöhnender gestalte. In verhängnisvoller Selbsttäuschung glaubte er politisch so beruhigt zu sein, daß es gar keiner Zugeständnisse mehr bedürfe, um ganz mit ihnen frieden zu schließen, und über solchen Irrtümern versiel er auf den tolldreisten Gedanken, in Paris eine große deutsche Zeitung herauszugeben, die in Preußen vertrieben werden sollte: er brauche, schrieb er an Darnhagen, durch den er in Berlin anklopfen ließ, nur dem eigenen Willen zu folgen, um den preußischen Interessen zu willfahren, und Preußen werde an ihm einen Bundesgenossen finden, wenn es in der jetzigen Stellung beharre oder gar fortschreite. Schlechterdings war es aber unerfindlich, worin sich die Haltung der preußischen Machthaber von ihrem früheren Treiben vorteilhaft unterschied. Der Staatsminister Werther, der dem zuckerfüßen frömmeler Ancillon nach dessen Tod gefolgt war, spann im ganzen den gleichen faden und dieselbe Nummer wie sein Vorgänger, in dem Kölner Bischofsstreit hatten die Berliner Büttel ganz sicher die Gewalt, nicht aber das Recht oder gar den fortschritt auf ihrer Seite,



und mit der Hoffnung auf einen bevorstehenden Regierungswechsel in Preußen hielten nur die von dem Dichter so oft und so unbarmherzig verspotteten, schwachherzigen Liberalen ihr trübes Lämpchen am Glühen. freilich war sie für Heine eine verlockende Luftspiegelung, die Aussicht, viel Geld zu gewinnen, um seine Kriege zu führen und in diesem Kriege mit der Zeitung eine furchtbare Bastion aufzurichten, von wo er seine Kanonen am besten spielen lassen konnte, aber alle Entschuldigungsgründe aneinander gereiht, warf es noch einen häßlichen flecken auf sein Bild, daß er, der in der Vorrede fuchse mit brennenden Schweißsen in die felder der preußischen Philister gejagt hatte, jetzt die „demütigsten Schritte“ tat, um die Berliner Polizeischergen zu erweichen.

Mit Recht fanden sie auch ein revolutionäres Haar in seiner treuherzigen Absicht, in mehr philosophischer als politischer Art die Tendenz statt die form der Gesellschaft zu beleuchten, und seine Hoffnungen wurden zu seinem Glück zu Wasser: das vormärzliche Preußen änderte sich nicht und Heinrich Heine blieb Heinrich Heine. Zum Ausweis für seine Zuverlässigkeit im Sinne der preußischen Rückwärtserei konnte er ja auch nichts vorzeigen als das geifernde übelwollen der Demokraten kleinen und kleinsten formats, namentlich soweit sie wie er als flüchtlinge am Herd von Paris ihre Knie wärmten. Hatte er in der französischen Hauptstadt das Königtum der „rechten Mitte“, die katholische Carlistenpartei und die preußischen Spione auf dem Hals, so schienen die Deutschen, die er zu Gesicht bekam, zumeist eigens geschaffen, ihn vor Heimweh zu bewahren: „Lumpengesindel, Bettler“, entlud er seinen Unmut, „die da drohen, wenn man ihnen nichts gibt, Hundsfötter, die beständig von Ehrlichkeit und Vaterland sprechen, Lügner und Diebe“. Mancher, dem seine Türe und seine Börse offen gestanden, ging, in die Heimat zurückgekehrt, hin und schlug aus dem Verkehr mit dem harmlosen Poeten niederträchtig Kapital, indem er gepfefferte Anekdotchen aus seinem Privatleben, ganz oder zum Teil erfundene, in Umlauf setzte, manch anderer schmälte, um seine eigene Brutusnatur auf höheren Sockel zu heben, den frohen Senießer einen Servilen und fürstenknecht, weil ihm nun ein-



mal Kaviar leckerer mundete als Knoblauchswurst. Wie die Juden erboßt waren, daß er nicht für ihre Emanzipation in Baden, Nassau und anderen Krähwinkelstaaten das Schwert zog, so gisteten sich die schwarzrotgoldenen Revolutionsspießbürger, weil er nicht mit demselben Brett vor dem Kopf in der Welt herumließ wie sie, sondern weiter sah und freier dachte. Mit jakobinischer Unduldsamkeit verfolgten sie den stets Ungebundenen, der sich keiner engherzigen Schablone und am wenigsten ihrem kleinstädtischen Horizont anzupassen vermochte: unendlich überlegen fühlte er sich den ungesägten Tendenzbüren, der Künstler den Handwerkern, der flieger den Kriechern, der Adler den Spazern, die tatenlos auf dem Fahrdamm lärmten. Denn wenn er Talente unter ihnen fand, waren es nur biedre Mittelmäßigkeiten, deren schlecht gereimte Spüßchen hinreichten, Philister bei Bier und Tabak zu ergözen.

Zum Abgrund erweiterte sich dieser Gegensatz im Verhältnis zwischen Heine und Börne, der ein Vormann der deutschen Flüchtlinge in Paris war. Dem frankfurter Shetto entstammte Ludwig Börne. Seine Jugendjahre vernahmen nicht, wie die Heines, das rastlose Gestampf der Maschinen, sondern nur das öde Satzengeklimper der Geldwechsler in der alten Judengasse. Diese Herkunft aus der engen Schachernstadt hing ihm sein Lebtag nach; nie vermochte der frankfurter Jude die grünen Tristen der Erde mit dem freien und leichten Blick zu umfassen wie der Düsseldorfer Jude; ein peinlicher Strich ins Begrenzte und Philisterhafte blieb ihm unauslöschlicher Wesenszug. Wohl bewährte er sich als kühner Sturmrufer in der literarischen Vorhut des Jahres 1848, aber was über die politischen Interessen hinaus Heines großes Herz bewegte, ließ seine Seele kalt und tot. Die Philosophie war ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Der Einfluß des barocken Jean Paul wie die Einwirkung der brutalen Zensur hatten sein Deutsch verbogen und verschnörkelt; künstlerische Triebe waren ihm wesensfremd; wenn es darauf ankam, zog er, ein bekenntnisfreudiger Banause, Kozebues „warme Tränensuppe“ Goethes „gesjörenem Wein“ vor. Schon das riß einen unüberbrückbaren Graben zwischen Börne und Heine auf. Was hierin der



eine dem andern vorzuwerfen hatte, drückte Börne aus: „Wem, wie ihm die Form das Höchste ist, dem muß sie auch das einzige bleiben, denn sobald er den Rand übersteigt, fließt er ins Schrankenlose hinab, und es trinkt ihn der Sand“. Und Heine meinte von Börne: „Die künstlerische Form hielt er für Gemütlosigkeit, er glich dem Kinde, welches, ohne den glühenden Sinn einer griechischen Statue zu ahnen, nur die marmornen Formen betastet und über Kälte klagt“. Börnes beschränkte Engherzigkeit brach gerade in den rein menschlichen Beziehungen zu Heine durch ihre Hülle. Schon vor den Pariser Tagen hatten sie sich kennen, aber gewiß nicht lieben gelernt, und als sie auf französischem Boden zusammentrafen, schwälte Börnes Mißtrauen gegen Heine bald aufs neue. Der Spartaner konnte es dem Athener nicht verzeihen, daß er ein Athener war, und der kleinbürgerlich-radikale Fanatismus des Publizisten vertrat sich nicht mit dem freien Menschentum des Poeten. Börne, sonst ein Mann von der dürren Rechtschaffenheit eines Robespierre, handelte dabei durchaus nicht ehrlich. Während er öffentlich dem größeren und berühmteren Schicksalsgefährten hochachtungsvollst die Hand drückte, erging er sich in verschwiegene Briefen an die Frankfurter Herzensfreundin Fannette Wohl in einem Schwall von Schimpfereien auf den seelenlosen, herzlosen, geistlosen, glaubenslosen, affektierten, verdrossenen, unheiteren „Bocher“. Aus historischem und anthropologischem Interesse versprach er, Heines Spur nachzugehen, und als hätte die Zeit, da er in Frankfurts Franzosentagen den Polizeiaktuar spielte, Spitzeltriebe in seiner Brust zurückgelassen, spürte Börne des Dichters Erdenwallen bis in verborgene Winkel nach: „Der arme Heine wird chemisch von mir zerlegt und er hat keine Ahnung davon, daß ich im geheimen beständig mit ihm Experimente mache.“ So unredlich die Mittel waren, so sehr glaubte er doch redlichen Herzens einer Sache zu dienen, als er öffentlich in seinen Pariser Briefen gegen Heine vom Leder zog. Als einen Knaben behandelte er ihn, der an einem Tage des blutigsten Kampfes auf dem Schlachtfeld nach Schmetterlingen jagt, als einen jungen Secken, der, während andere heiß zu Gott beten, in der Kirche nichts



sieht als die schönen Mädchen und mit ihnen liebäugelt und flüstert, und deutlich ließ sich aus dem Gift seiner galligen Süße der Vorwurf der Käuflichkeit herauschmecken. Um das süße Gericht der Rache kalt zu genießen, bereitete Heine seine Abrechnung von langer Hand vor, aber als sein Pamphlet gegen Börne 1840 erschien, übte es das peinliche Amt des Totenrichters, war der Angegriffene doch schon seit drei Jahren allen politischen und literarischen Händeln entrückt. Dazu wurde Heine von dem frohen Bewußtsein, scharfe Zähne zum Beißen zu haben, eine ganze Strecke zu weit geführt, denn wenn er auch zugestand, daß Börne ein guter Schriftsteller und ein guter Patriot gewesen, wenn es zur Not noch anging, daß er ihm „die banalen Manieren eines Demagogen der untersten Stufe“ vorhielt, so stand es ihm doch ganz und gar nicht an, das aufrichtige Freundschaftsverhältnis Börnes zu Jeannette Wohl, verhehlchten Strauß, zum Mittelpunkt ein- und zweideutiger Witze zu machen. Der Auskoster weiblicher Reize, der selbst seine Treue mit einem Witzwort entschuldigen zu müssen glaubte: „Ich treibe jetzt Monogamie!“, bot auf dem hohen Ross der landläufigen Moral einen befremdenden Anblick. Verdienter Lohn für diese Entgleisung war nicht etwa der Streifschuß an der Hüfte, der für Heine bei einer sonst harmlosen Pulverknallerei mit dem Satten der Betroffenen herauskam, sondern das unverhohlene Mißbehagen, mit dem, wie bei dem Angriff auf Platen, selbst Freunde das Buch aufnahmen.

Aber mochte Börne noch so sehr persönliches Unrecht widerfahren sein, ebensosehr war das Recht im höhern, im geschichtlichen Sinne auf Heines Seite. War jener zehnmal der härtere Charakter und die politischere Natur, dieser schaute mit dem Blick des Dichters und Beherrschers tiefer auf den Grund der politischen und sozialen Erscheinungen. Für Börne bedeutete Freiheit nichts Positives, sondern nur etwas Negatives, die Abwesenheit von Unfreiheit, und selbst sein Verehrer Suzkow mußte ihm nachsagen, daß er das Jahrhundert auf die konstitutionelle Frage reduziere. Börne besaß nur politische Lehrsätze, Heine gründete auf einer Weltanschauung. Börne, ein Tagesschriftsteller in der ein-



engendsten Deutung des Wortes, lebte und webte mit allem in dem Jahrzehnt zwischen 1825 und 1835, Heine, ein Dichter mit unbegrenzten Möglichkeiten in der Brust, reichte vom achtzehnten bis in das zwanzigste Jahrhundert. Deshalb vermochten seine Widersacher vom Schlage Börnes auch nimmer zu erkennen, daß der scheinbar so Zerrissene und mit seinen eigenen Stimmungen Schweifende im höhern Begriff eine Einheit darstellte; mit Recht sprach Hebbels Biograph Kuh von der „diabolischen Einheit“ seines Wesens. Heine selber wußte wohl, daß seine poetischen Erzeugnisse ebenso wie seine politischen, theologischen und philosophischen Schriften ein und demselben Gedanken entsprangen. Nicht minder wußte er, daß ohne innere Einheit keine geistige Größe möglich ist, und daß, was Charakter genannt wird, zu den unerläßlichsten Eigenschaften des Dichters gehört. Nur war die Zeit, die sich im Werk des Dichters spiegelte, eine zerklüftete Übergangszeit, aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft allzu bunt durcheinander gequirlt, als daß Heine den Harmoniesimpeln gleichen konnte, die emsig ihr Leben lang ein winziges Gefühlchen in anspruchsvolle Reime ummünzten: Bimbam, Klingklang! Klingklang, bimbam!

Wenn Heine nach 1840 seine Klinge im Dienst der Gegenwart und Zukunft immer entschiedener und gewandter führte, so rauschte einmal der stärkere politische Wellenschlag dieses Jahrzehnts auch in seinem Schaffen. Mit der Julirevolution war das Jahr 1830 die Geburtsstunde des deutschen Liberalismus, mit der Kriegsgefahr galt das Jahr 1840 als das Geburtsjahr des deutschen Nationalismus, soweit sich Bewegungen, die jahrzehntelang unterirdisch aus wirtschaftlichen Quellen gespeist werden, überhaupt ein Geburtsdatum zuweisen läßt. Aber während die nationalen Einheitsträume der Burschenschaft eitel Wolkenkuckucksheimerei gewesen waren, legte in den dreißiger Jahren der Versuch, Deutschland von Berlin aus zunächst einmal wirtschaftlich zu verpreußen, mit dem Zollverein die ersten festen Balken zu dem Gerüst dieser Einheit. Die Behnsucht der deutschen Bourgeoisie, die eines einheitlichen inneren Marktes bedurfte, ehe sie sich dem



Weltmarkt zuwenden konnte, begann sich zu erfüllen, und wie Hoffmann von Fallersleben sang:

Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken,  
Kühe, Käse, Krapp, Papier,  
Schinken, Scheren, Stiefel, Wicken,  
Wolle, Seife, Garn und Bier,  
Pfefferkuchen, Lumpen, Trichter,  
Nüsse, Tabak, Gläser, Flachsb,  
Leder, Salz, Schmalz, Puppen, Lichter,  
Rettich, Rips, Raps, Schnaps, Lachs, Wachs -

alle diese höchst profaischen und sehr materiellen Dinge schlangen durch ihren freien Verkehr über niedergelegte Zollschranken ein engeres Band um das deutsche Vaterland als die tönendsten Weisheitsprüche der Ideologen. Die Eisenbahnen, deren erster Pfiff in dieses selbe Jahrzehnt schrillte, wirkten, Städte und Länder verbindend, Menschen einander annähernd, in gleicher Richtung, und die neu gegründeten Handels- und Industrievereine, deren Tagungen ein deutsches Handels- und Wechselrecht, eine deutsche Gewerbeordnung, einheitliche Münze, Maß und Gewicht heischten, waren ebenso Vortrupps der bürgerlichen Revolution wie die politischen Dichter, die, Ferdinand Freiligrath und Georg Herwegh an der Spitze, mit schmetternden Trompetenstößen zur Lösung der großen Zeitprobleme aufriefen.

Die liberale Umgestaltung Deutschlands, die zweite der Fragen, die alle politischen Köpfe in Spannung hielt, kam noch weniger vom Fleck als die nationale Einheit. In den süddeutschen Staaten piffen die Regierungen immer fröhlicher auf die papiernen Rechte der Kammern, so daß überall neben der zahmen und lahmen Opposition eine äußerste Linke mit schärferer Tonart aufstand, und Friedrich Wilhelm IV., bei seiner Thronbesteigung wie einst Ludwig XVI., der „Ersehnte“, jubelnd begrüßt, sorgte in Preußen, daß schnell alle Staaten froher Hoffnung verhagelten. Der ein geistreichelnder, in allen Farben schillernder Kronprinz gewesen war, steckte als König den selbstherrlichen und selbstgefälligen Despoten heraus, der seine Minister wie Schuhputzer behandelte und dem das Volk nur in Gestalt des allerergebensten Untertanen genehm war. Mit Funkern



und Muckern sich umgebend, verriet er selbst täglich mehr junkerliche und muckerliche Neigungen. Ein Romantiker, der jede Zinke seiner Krone von einem besondern Strahl der göttlichen Gnade vergoldet glaubte, sperrte er sich gegen jeden konstitutionellen Gedanken wie gegen eine Erfindung des Teufels. Der Mittler zwischen Gott und Volk war ER, das Verfassungsversprechen seines Vaters galt ihm als Kräutlein Rühmichnichtan, und wer wie der Ostpreuße Jakoby in seinen Vier fragen nur daran zu mahnen wagte, war dem König als Hochverräter für Gefängnis, Rad und Galgen reif. Dabei blieb er ein romantischer Komödiant. Durch den mystischen Weihrauch, der ihn umwallte, drangen oft seine blühenden Witze, und wie die Inkonsequenz so ziemlich seine einzige Tugend war, gefiel er sich hier und da in einer freieren Laune und war sogar einer Buhlschaft mit dem „Zeitgeist“ nicht immer abgeneigt, ein zwiespältig Schwankender, wie ihn Herwegh malte:

Zu sehen, der neuen Zeit ins Aug zu sehn,  
Zu beifallslüftern, um sie zu verachten,  
Zu hochgeboren, um sie zu verstehen.

Als dem Erlöser durch Reformen hatte man ihm entgegen-  
gesubelt, und er wurde der unbewußte Bügelhalter der  
Revolution: treulich erfüllte er seine geschichtliche Aufgabe,  
die Särum im Volk so zu steigern und die Konflikte derart  
auf die Spitze zu treiben, daß beim geringsten Anstoß von  
außen der gewaltsame Ausbruch unvermeidlich war.

Aber mehr noch als dem Einfluß einer elektrisch ge-  
ladenen Zeit dankte es Heine einer neuen freundschaft,  
daß er jetzt unter den Dichtern der größte Revolutionär  
und unter den Revolutionären der größte Dichter war.  
Was alles sich zu den geistigen Notabeln Deutschlands  
rechnete, besuchte Paris nicht, ohne an seiner Tür anzu-  
klopfen. Da kam friedrich hebbel, um von dem viel  
Verleumdeten einen unerwartet günstigen Eindruck zu  
empfangen und aus seiner Gestalt und Rede schon den  
tiefen Dichter zu erkennen, der nicht bloß auf gut Glück  
ins Meer hinuntertaucht, um einige Perlen zu stehlen,  
sondern der unten bei den Nixen wohnt und über ihren  
Reichthum gebietet. Da ward franz Dingelstedt, ehemem



ein kurhessischer Schulmeister und jetzt der kosmopolitische Nachtwächter, freundlich aufgenommen und versetzte nachher zum Dank von dem „sündlichen Babel“, wo Heine die Harfe der koscheren Muse an fremde Weiden und Weibsen geknüpft habe. Da fand sich Graf Auersperg ein, als Dichter Anastasius Grün geheißen, der das politische Lied gefeiert: Du Donner, der felsenherzen spaltet! und doch, ganz in Heines Sinn, den ausschließlichen Tendenzreimern zürnend zürief:

Traum, auch in Prosa läßt sich Erträgliches noch sagen,  
Ein keck Scharmüßel wagen, ein herzlich Treffen schlagen.  
In Versen schrieb Washington den Brief der Freiheit nicht,  
Der Herr selbst sprach in Prosa das große Wort: Es werde Licht!  
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverein,  
Der Knecht will Unterknechte, der Freiheit selbst kein Sklav  
ich sein!

Ihr wollt, der Freiheit Sänger, die eigne Mutter knechten,  
Die Poesie, im Feldrock der Politik zu sechten.

Bedeutamer als diese Bekanntschaften wurde es für Heines dichterische Vollendung, daß im November 1843 Karl Marx mit seiner eben angetrauten Gattin in Paris abstieg, um zusammen mit Arnold Ruge in den Deutsch-französischen Jahrbüchern der Welt aus den Prinzipien der Welt neue Prinzipien zu entwickeln. Noch stach Marx nicht mit dem Grabstein des wissenschaftlichen Sozialismus an die Wurzel der Dinge. Auf der Berliner Hochschule hatte sich der junge Rechtsbesessene, wie Heine von Geburt Jude und Rheinpreuße, im Verkehr mit den Jung-hegelianern mit hegelschem Geiste vollgesogen. Auch als er 1842 die von der Reaktion bestgehaßte Rheinische Zeitung leitete, fußte seine Auffassung von politischen und sozialen Zuständen noch ganz auf der Idee, statt auf der Materie. Da er Deutschland verließ, wo man sich auf die Dauer selber verfälsche, wurde auch für seine Entwicklung der Pariser Aufenthalt ein entscheidender Wendepunkt. Die ersten Funken der materialistischen Geschichtsbetrachtung sprühten hier auf. Über der Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie kam er zu dem Ergebnis, „daß Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind, noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung



des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln und daß die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Ökonomie zu suchen sei". Wenn in diesem Jahre 1844 Heine und Marx aufrichtige freundschaft verband – als geniale Geister bedurften sie nur weniger Zeichen, um sich zu verstehen – so war Heine in diesem Verhältnis der Teil, der viel gab, aber mehr empfing. Zwar war er kaum imstande, der philosophischen Selbstverständigung zu folgen, die Marx damals begann, aber der freund als klarer Denker und scharfer Kritiker gesellschaftlicher Zusammenhänge zerstreute manchen Nebel vor des Dichters Blicken, zerstörte manche seiner Hirngepinste und wies ihm manche Sturmzeichen einer nahen Zukunft. Unter dem unmittelbaren Einfluß von Marx wagte Heines politische Satire ihre schonungslosesten Streiche, denn von ihm empfing der Dichter den Rat, doch die ewige Liebesnörgelei zu lassen und es den poetischen Lyrikern zu zeigen, wie man es richtig mache – mit der Peitsche. Oft saßen die zwei stundenlang, bis tief in die Nacht hinein, beieinander, sich über einer Gedichtstelle ereifernd, und oft fügte der Dichter nach des Denkers Meinung hier eine Zeile hinzu und strich dort einen Vers, auf daß die lyrische Peitsche besser treffe und blutigere Striemen reise.

Was denn diese politische Lyrik Heines von der seiner Zeitgenossen auszeichnete, war ihre Illusionslosigkeit. Kühnes Hoffen ließ die Wimpel der freiligrath und Herwegh flattern; jener sah, wie mit raschen Pferden die Zeit dahinjagte, „ein heißes Weib, nach Freiheit lechzend“, dieser, wie der Geist der Freiheit auf Blumensohlen durch das Land schritt. Aber Heines gemüthlose, von Gefühlseligkeit freie Lyrik nannte eine Katze eine Katze und ahnte hinter dem schönsten Kausch den bösen Katzenjammer. Zu Herweghs überschwänglichkeiten schüttelte sie den Kopf:

Nur in Deinem Gedichte  
Lebt jener Lenz, den Du besingst,

über das Preußen Friedrich Wilhelms IV. rief sie fluch, über den Wechselbalg, die Mißgeburt, das Ungetüm: „Ihr sollt es ersäufen oder verbrennen!“ und mit unerhörlichem



Spott bedachte sie jene halbschlächtigen Liberalen, die der deutschen Freiheit auf die Strümpfe helfen wollten, indem sie ihr gut zuredeten:

Werde nur nicht dreist und dreister!  
Seh' nicht den Respekt beiseiten  
Vor den hohen Obrigkeiten  
Und dem Herren Bürgermeister!

Wie solch grausamer Hohn aus Heines Herzen aufstieg, war er ganz nach dem Sinne von Marx: sie waren die freiesten Deutschen ihrer Zeit.

Beide gerieten auch in die gleiche Verdammnis bei den Machthabern. Von dem ersten und einzigen Doppelheft der Deutsch-französischen Jahrbücher berichtete der deutsche Gesandte in Paris, v. Arnim, nach Berlin, Heine veröffentliche darin die „niedrigen und skandalösen“ Lobgesänge auf König Ludwig, und Marx deutete in seiner Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie eine tätliche Revolution in Deutschland an. flugs verfügte der Minister des Innern, daß Marx, Heine und Bernays als Hauptmitarbeiter der gefürchteten Zeitschrift, sobald sie den Fuß auf preussisches Gebiet setzen sollten, wegen Hochverrats und Majestätsbeleidigung zu verhaften seien. Aber da die Jahrbücher teils aus Geldmangel, teils wegen Mißhelligkeiten unter den Herausgebern eingingen, wanderte der auf ihrer Seite gepflegte Radikalismus in ein anderes Blatt aus. Heinrich Börnstein, ein gerissener Geschäftshaber und verschlagener Alles und Nichts, hatte in Gemeinschaft mit dem königlich preussischen Lockspizel Bornstedt und mit den Goldfächsen des königlich preussischen Musikdirektors Meyerbeer in Paris eine deutsche Zeitung, den Vorwärts, gegründet, die, obwohl zahmes Klatsch- und Käseblatt, in Preußen und anderen deutschen Staaten – was konnte aus Paris Gutes kommen! – sofort verboten wurde. Mit fliegenden Fahnen ging Börnstein darauf vom „gemäßigten Fortschritt“ zur maßlosen Revolution über, Bernays trat an Bornstedts Stelle, und wenn Marx auch wenig für den Vorwärts schrieb, sein kritischer Geist lebte in dem Blatt, und Heine gab hier seine unerbittlichsten Verspottungen des Gottesgnadentums in Druck. Wegen der „steigenden Frechheit und Gemein-



heit" dieser Geißelungen meldete sich der preussische Gesandte wiederholt bei Guizot, um den Vorwärts unterdrücken und seine Mitarbeiter ausweisen zu lassen. Der Ministerpräsident versprach auch alles mögliche, aber aus Furcht vor der französischen Opposition mit schwerer Herzbeklemmung, und in rechter Würdigung seiner schwierigen Lage ließ ihn die preussische Regierung bei Zeiten wissen, daß sie auf Heines Ausweisung keinen besonderen Wert lege, denn eine Gewalttat, dem berühmten Dichter in der „Hauptstadt der Freiheit“ angetan, konnte dem Ministerium Kopf und Kragen kosten. Schon die Ausweisung von Marx, Ruge, Börnstein, Bernays, Bürgers und anderer, durch die Preußen seinen Zweck erreichte, erregte in Presse und Kammer einen lebhaften Sturm. Marx verschmähte es, wie Ruge und Börnstein, bei den Pariser Machthabern um gut Wetter zu betteln. Als er den Staub des ungaslichen Paris von den Stiefeln schüttelte, um in Brüssel eine freistadt zu suchen, empfand er die Trennung von Heine am schmerzlichsten. „Ich möchte“, schrieb er ihm, „Sie gern mit einpacken“, und noch in späteren Jahren bekannte er sich öffentlich gern zu der engen Verbindung mit dem Dichter. Wollte er in seinem gewaltigen Hauptwerk irgendwelchem Tropf eine besonders treffende Benennung aufbrennen, so machte er eine Anleihe bei ihm: „Wenn ich die Courage meines freundes H. Heine hätte“, hieß es in einer Fußnote des Kapital, „würde ich Herrn Jeremias Bentham ein Genie in der bürgerlichen Dummheit nennen“.

Was Marx in den Monden gemeinsamer Wirksamkeit in des freundes Seele gefüt hatte, grünte und blühte trotz der Trennung in Heines Schaffen weiter, und es erwies sich als schwerer Rechenfehler, daß manche von des Dichters Segnern das Epos Atta Troll hoffnungsvoll als seine endgültige Abkehr von der Politik begrüßten. Im Spätherbst 1841 hatte Heine es niedergeschrieben, im Unmut über die faulen Äpfel, die ihm wegen seines Börne-Buchs um den Kopf geslogen waren, und voll Groll gegen die Tendenzreimer, die die Musen nur als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich-germanischen Nationalität mißbrauchten. Diesen Armen im Geiste ins



Gesicht trunpste er mit den unveräußerlichen Rechten des Geistes auf:

Traum der Sommernacht! Phantastisch  
Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos  
Wie die Liebe, wie das Leben,  
Wie der Schöpfer samt der Schöpfung.

Nur der eignen Lust gehorchend,  
Saloppierend oder fliegend,  
Tummelt sich im fabelreiche  
Mein geliebter Pegasus.

Ist kein nützlich tugendhafter  
Karrengaul des Bürgertums,  
Noch ein Schlachtpferd der Parteiwit,  
Das pathetisch stampft und wiehert!

Damit sagte er jener geschwähigen Allerweltsopposition auf, die stets ein verschwommenes und unfruchtbares Pathos entfaltete und sich bei jeder Gelegenheit in einen Ozean von Allgemeinheiten stürzte. Damit zeigte er den liberalen Tendenzbären:

Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung  
Tragend in der zott'gen Hochbrust,

daß er ein leichtbeschwingter Tänzer auf und über der Erde war. Damit wies er den modernen Puritanern in ihrer öden Werkeltagsgesinnung, daß er ein Dichter war, frei, ungebunden, die Stirn mit Rosen bekränzt, aller Schranken lachend, vom Ausgang bis zum Niedergang der Sonne Herr über alle Wunder der Welt und als Schöpfer Gott gleich. Als das letzte freie Waldlied der Romantik ließ er diesen Heldenfang erklingen, wenn auch moderne Triller durch den alten Grundton gaukelten. Wie der Gespensterhoffmann einen Kater zum Mittelpunkt eines dicken Romans gemacht hatte, wählte Heine mit der Dorliebe der Romantik für beseelte Tiere einen Bären zum Helden seines kunterbunten Epos. Um diesen Atta Troll aber drehte sich im leichten Rhythmus des viermal gehobenen, trochäischen Versmaßes, das den Reim gar nicht vermissen ließ, ein gemischter Reigen von Gestalten der Wirklichkeit und Sage, verummumt oder offen, Goethe, Shakespeare, Feuerbach, Bruno Bauer und fürst Richnowsky, der Ritter Roland, die Göttin Diana und die fee Abunde, die französische Juliette



und die Jüdin Herodias, ein baskischer Bärenjäger, ein französischer Bürgermeister und ein schwäbischer Dichter, ein dicker Mops und schließlich auch der „Turnkunstmeister Maßmann“, den Heine zu seinem unfreiwilligen Leibnarren ernannt hatte; hundert Stimmen klangen ineinander, Nachtigallenchöre, Bärgebrumme, Peitschenknall, Hallo und Hussa der wilden Jagd, Roßgewieher, Gebell von Hunden und auch das Gumsen von „des Völkerfriedens kolossalen Maientkäsern“; mit viel Grazie schoß des Dichters übermut in tollen Purzelbäumen dahin:

Wahnsinn, der sich klug gebürdet,  
Weisheit, welche überschnappt!  
Sterbefeußer, welche plötzlich  
Sich verwandeln in Gelächter!

Immer wieder nahm eben der wahrhaft aristophanische Geist des Dichters die „Urschwächen der Menschheit“ aufs Korn, und seine muntre Ironie, entzückt von dem bunten Durcheinander des irdischen Treibens, deckte stets aufs neue an den Erscheinungen die lächerliche Seite auf, diemeil, wie Meister Rabelais gelehrt, des Menschen fürrecht Lachen ist. Sein Herz glühte gewiß für die Polen, und das Blut zitterte ihm in den Adern, wenn er der Henkersdienste dachte, die Preußen dem Zarismus gegen „diese edelsten Kinder des Unglücks“ geleistet. Aber während der liberale Pfahlbürger jeden polnischen Flüchtling in der sentimentalen Beleuchtung von Mosens Ballade Die letzten Zehn vom vierten Regiment sah, zeichnete Heine mit hurtigem Griffel als Typen, wie sie die polnische Emigration nicht wenige barg. die zwei edlen Polen Waschlapski und Krapülinski, ohne daß er auch mit dem juckendsten Spott:

Eine Laus und eine Seele,  
Kraßten sie sich um die Wette

seiner Überzeugung von Recht und Zukunft des polnischen Volks das Geringsste vergeben hätte.

Auch in dem Wintermärchen Deutschland, das in der ersten Zeit der befruchtenden freundschaft mit Marx entstand, mischte sich allgemein menschlicher Spott der besonderen politischen Satire. Wieder einmal waren es Reisebilder, eine fahrt durchs deutsche Vaterland von Aachen über Köln,



Hagen, Minden, Hannover nach Hamburg, aber diesmal nicht in Prosa, sondern in vierzeiligen, kühn gereimten Strophen. Was Mary gefordert, erfüllte hier Heine; er zwang die versteinerten Verhältnisse Deutschlands dadurch zum Tanzen, daß er ihnen ihre eigene Melodie vorsang; die ganze Sürung der deutschen Gegenwart sprach sich in diesen Versen in der kecksten, persönlichsten Weise aus. Da das Wintermärchen die Leichtigkeit eines politischen Flugblatts mit dem Schwergewicht einer klassischen Schöpfung verband, bedeutete es nicht nur für Heines Schaffen, sondern für die politische Dichtung der Deutschen schlechthin den Höhepunkt. Ein Glockenspiel, abgestimmt von feinsten Künstlerhand, war das Gedicht: in bald leichten, bald vollen Klängen läuteten sie durcheinander, die Narrenglöckchen und die Armsünderglocke, die Sturmglocken und die Osterglocken einer besseren, einer schöneren, einer freieren Zukunft. Lojeste Zweifelsucht spottete neben gläubigstem Vertrauen, und mit einer zwingenden Kraft dichterischer Gestaltung packte der Dichter aus, was er an letzten und verwegensten Gedanken auf dem Herzen hatte. Dem tief verhassten Vogel auf dem preußischen Posthausschild zu Fachen drohte er unerfreuliche Dinge an; in echt westdeutschem Zorn ergrimimte er gegen die blaffen ostelbischen Kannillen, die sich am Ufer des Rheins rote Nasen angesoffen hatten; in Träumen, von denen das Epos romantisch durchwoben war, zerschmetterte er bald im Kölner Dom die Serippe der heiligen drei Könige, Sinnbilder christlichen Aberglaubens, bald erklärte er im Kyffhäuser dem Kaiser Rotbart Wesen und Sinn der Guillotine:

Du wirst hier an ein Brett geschnallt; –  
Das senkt sich; – Du wirst geschoben  
Geschwinde zwischen zwei Pfosten; – es hängt  
Ein dreieckig Beil ganz oben; –

Man zieht eine Schnur, dann schießt herab  
Das Beil, ganz lustig und munter;  
Bei dieser Gelegenheit fällt dein Kopf  
In einen Sack hinunter.

Als ihm aber Hamburgs Schutzgöttin, Hammonia Kallipygos, in einem Nachstuhl Deutschlands politische Zukunft



entschleierte, fuhr der Dichter, entsetzt ob der höllischen  
Dünste, zurück:

Es war, als segte man den Mist  
Aus sechsunddreißig Gruben.

Doch ach! er wußte, den gemüthlichen und braven Deutschen fehlte Entschlossenheit und Wucht, ihr Sechsendreißig-Monarchen-Land gründlich auszufegen. Ein zehnter Teil von den Unbilden, die tagtäglich den deutschen Landeskindern widerfuhr, hätte in Frankreich sechsunddreißig Revolutionen entfesselt und sechsunddreißig Königen die Krone mit samt dem Kopf gekostet. Aber die Deutschen schloßen ihren gesunden Pflanzenschlaf, selbst ihren Revolutionären leuchtete der Zopf unter der roten Mütze hervor, und von den deutschen Eichenwäldern wurde nie der rechte Gebrauch gemacht, „nämlich zu Barrikaden für die Befreiung der Welt“. Auch was in Deutschland schüchtern und versonnen einem gewissen Kantönlirepublikanismus nachhing, war revolutionäres Spießertum.

In dieser frage, Republik oder Monarchie, hatte sich der Dichter mehr als einmal zum Monarchismus bekannt, ohne deshalb die Demokratie zu verleugnen. Scharfsichtiger als die Liberalen seiner Zeit, deren höchstes Ziel ein Stück Verfassungspapier war, sah er den Unwert auch der besten Konstitutionen ein, „solange nicht das ganze Adeltum bis zur letzten Wurzel zerstört ist“. Der Adel bemächtigte sich der leitenden Macht in den Staaten, indem er fast alle höheren Offiziersstellen und durchaus alle Gesandtschafts-posten an sich brachte, und nichts war gefährlicher für die Völker als die „frühe Umjunkerung der Kronprinzen“. Das Junkertum zu Boden geworfen, und der Weg zur Emanzipation der Könige war frei. Dabei versäumte Heine nie, den wirklich entschlossenen Republikanern seine Achtung zu bezeugen, aber erst in der Zeit seines Umgangs mit Marx schien ihm die Befreiung der Völker von den Königen wünschenswerter als die Befreiung der Könige von den Junkern – im Wintermärchen offenbarte er messerscharf seine neue Erkenntnis:

Bedenk ich die Sache ganz genau,  
So brauchen wir gar keinen Kaiser.



Aber mochte er selbst jetzt noch nicht unbedingt republikanisch denken, so oder so wirkte er bedingungslos antimonarchisch auf die Deutschen. Diesem „Volk von geistreichen Gelehrten und wohlhabenden Bedienten“, wie es Hoffmann von Fallersleben abstempelte, saß eine abergläubische Verehrung auch des schäblichsten und winzigsten Potentaten in den Knochen:

Der Deutsche ehrt zu allen Zeiten  
Der fürsten heiligen Beruf,

sang Uhland fromm und gläubig, und noch 1845 berichtete ein Blatt von dem Heinrich mit der Nummer 72, Selbstherrscher von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf und sechs wackern Helfern bei einem Dorfbrande: „Serenissimus hat die hohe Gnade zu haben geruht, sie öffentlich vor der fronte Allerhöchstselbst gnädigst zu beloben und dem ältesten derselben (nachdem er sich durch den Tauffchein als solcher ausgewiesen) zum Zeichen Allerhöchstherrn höchsten Zufriedenheit und Anerkennung höchst eigenhändig die Hand zu reichen.“ Schon als Rheinländer war Heine nicht allzu sehr mit Ehrfurcht vor allerhöchsten Herrschaften behaftet; auch der Ton, mit dem in dem Kreise der Marz, Ruge und Bernays über den „Knäs“ von Rußland und den „Unterknäs“ von Preußen gesprochen wurde, war durchaus geeignet, einen Hofmeister nach dem Riechfläschchen üchzen zu lassen; vor allem aber war der Dichter berufen, den Deutschen die schweißwedelnde Knechtseligkeit auszutreiben, dem Frankreich die hohe Schule der Politik geworden war. Das Jahr 1793 hatte hier alle hündische Kriecherei vor den Großen der Erde ausgerottet; hier zeichnete man Spottbilder, sang man Spottlieder auf die gekrönten Häupter; hier fuhr man in der Kammer in wildem Aufruhr in die Höhe, wenn einem ungeschickten Minister einmal der Ausdruck: Untertanen des Königs für französische Bürger entschlüpfte; hier durfte selbst ein Gemäßigter wie Armand Carrel den Frauen in der familie Ludwig Philipps, da die fürsten nur im Unglück interessant seien, jenen unerklärlichen Zug von Vollendung wünschen, den Bossuet bei der Witwe Karls I. von England bewundert hatte. Mochte Courier noch 1816 klagen, Autorität sei das große Wort



in Frankreich, so war es das nur im Willen der Machthaber, nicht im Bewußtsein der Massen, denn ein für allemal hatte die große Umwälzung die Autoritäten auf den Schindanger der Geschichte hinausgekarrt. Wenn denn Heine einmal die angeborene Königstreue des deutschen Volkes damit erklärte, daß es gewohnt sei, Autoritäten zu achten, so ging niemand der Achtung vor Autoritäten so erfolgreich zu Leibe wie er. Im Gegensatz zu Goethe, der Wilhelm Meisters Lehrjahre als eine Erziehung zur Ehrfurcht schrieb, drang Heine als der große Zerstörer der Ehrfurcht, als der Kündler der heiligen Respektlosigkeit, in die fromme Kinderstube Deutschland. Eine notwendige politische Tat war es, daß er mit Majestäten wie mit Marionetten umsprang, sie tanzen ließ und gleichmütig wegwarf. Was kein königsmörderisches Pathos vermochte, wirkte sein gelassener Hohn, der auch allerhöchste Herren noch von oben herab abtat. Den Menschen Friedrich Wilhelm betrachtete der Dichter mit menschlich duldsamen Augen: Auch ich, ich wär ein schlechter Regent!, aber dem Gottesgnadenmann Friedrich Wilhelm lüftete seine säu-pende Satire in der Schloßlegende, im Kaiser von China und im Neuen Alexander den schimmernden Kronreif. Vor Heines Königspuppenspiel mußten die Preußen erst befreit über ihren Despoten lachen lernen, ehe sie ihn am 19. März 1848 zwangen, die Toten der siegreichen Revolution zu grüßen. Und erst als der „angestammelte König“ der Bayern von dem Dichter absonderlich gekrönt wurde:

Stirbt einst Herr Ludwig, so kanonisiert  
Zu Rom ihn der heilige Vater –  
Die Glorie paßt für ein solches Gesicht,  
Wie Manschetten für unsern Kater!

Sobald auch die Affen und Känguruhs  
Zum Christentum sich bekehren,  
Sie werden gewiß Sankt Ludwig  
Als Schutzpatron verehren –

war die Schmach ausgefilgt, daß innerhalb der blauweißen Grenzpfähle der wegen Hochverrats oder Majestätsbeleidigung Verurteilte vor dem Bilde dieses erhabenen Landesvaters kniend Abbitte leisten mußte.



Doch der Dichter pflegte nie ausführlich bei der Frage Monarchie oder Republik zu verweilen, weil er in der Staatsform nur ein Mittel sah, höheren Interessen zum Siege zu verhelfen. Was zuerst in Frage stand, hieß für ihn nicht mehr Änderung der Staatsform, sondern Umwälzung der Gesellschaftsordnung. „In den politischen Fragen“ äußerte er 1835 zu Laube, „können Sie soviel Konzessionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, so lange der Kampf um die ersten Lebensprinzipien, um die Idee des Lebens, selbst noch nicht entschieden ist“, und diese Idee des Lebens war die soziale Frage. Neun Jahre später deutete Marx ihm das Gefühl des Unmuts über die Kurzatmigkeit der deutschen Spießbürger dahin, „daß Deutschland einen ebenso klassischen Beruf zur sozialen Revolution besitzt, wie es zur politischen unfähig ist“.

Weil Heine nach dem Feuerschein dieser sozialen Revolution auspühte, erregte ihn auch die nationale Frage nicht über Gebühr. Dem guten Europäer und Weltbürger war Deutschland gewiß nicht nur das Land, in dem am Dammtor zu Hamburg die alte Frau, seine Mutter, wohnte und in dem gestorbene Kastanien und grüner Kohl so herrlich dufteten und schmeckten; auch politisch war ihm Deutschland ein Gegenstand der Sorge. Den Lakaien mit der schwarzrotgoldnen Livree freilich galt er nicht als Patriot, denn hoch hielt er jene Humanität, jenen Kosmopolitismus, „dem unsere großen Geister, Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, alle Gebildeten immer gehuldigt haben“. Und nicht anders als Lessing und Schiller zweifelte auch er an der Möglichkeit, die deutsche Frage durch deutsche Kraft erspriesslich zu lösen. Noch immer waren die Deutschen um hundert Jahre in der Entwicklung zurück und hatten noch immer Blei in den Stiefeln:

franzosen und Russen gehört das Land,  
Das Meer gehört den Briten,  
Wir aber besitzen im Lustreich des Traums  
Die Herrschaft unbestritten.



Hier üben wir die Hegemonie,  
Hier sind wir unzerstückelt;  
Die andern Völker haben sich  
Auf platter Erde entwickelt.

Über die nächste Zukunft Deutschlands machte er sich auch keine rosigen flausen vor. Mochte Herwegh begeisterungstrunken einer deutschen flotte „mit eignen flaggen, eigenen Kokarden“ die Harse stimmen, mochte freiligrath nicht minder begeistert die erträumten deutschen fregatten und Korvetten auf die Namen großer Männer taufen, Heine spottete der nautischen Träume, in dem rechten Bewußtsein, daß unter den baumwollenen Zipselmützen seiner Zeitgenossen noch keine Argonautenkühnheit schlummere. Als ein paar Jahre darauf die kurzlebige deutsche flotte durch Hannibal Fischer meistbietend versteigert wurde, krochen in der Tat die tabakkauenden und seemännisch fluchenden Schwärmer mit des Dichters höhnischem Trost unter die federbetten:

Die Welt ist rund. Was nützt es am End',  
Zu schaukeln auf müßiger Welle!  
Der Weltumsegler kommt zulezt  
Zurück auf dieselbe Stelle!

An diesem Geschlecht war Hopfen und Malz verloren, auch was die nationale Einheit anging. Ward sie aber nach dem Willen und als das Werk der Machthaber zusammengesfügt, ergab sich nichts weiter als ein Nationalzuchthaus und eine gemeinsame Peitsche. Doch in jedem falle kamen die Deutschen mit der Ausbildung ihrer Nationalität zu spät, denn schon läutete die soziale Revolution dem Nationalitätenwesen die Totenglocke. Nicht in nationalem Rahmen und mit liberalen Zielen war die deutsche Emanzipation möglich, sondern, wie Heine es von Marx hörte, „die Emanzipation des Deutschen ist die Emanzipation des Menschen. Der Kopf dieser Emanzipation ist die Philosophie, ihr Herz das Proletariat“. Weite Entwicklungsspannen seherisch überbrückend, glaubte der Dichter felsensfest daran, daß selbst nach einer Lösung der nationalen frage die Deutschen ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müßten, ohne wie Franzosen und Briten Nutzen davon gezogen zu haben. Darum galt es auf der



Leiter der Entwicklung ein paar Sprossen weiter zu greifen als die andern. Darum hieß es, jene „Emanzipation des Menschen“ vorzubereiten. „Pflanzt die schwarzrotgoldne Fahne“, rief er den landläufigen Patrioten zu, „auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschentums, und ich will mein bestes Herzblut für sie geben.“

An diese Standarte des freien Menschentums gelehnt, pfliff er in der Nacht des deutschen Vormärz sein loses Lied, wie Volker der Fiedler getrostes Mutes, denn ob ihn die Schlagworte des Tages wirr umflatterten, er kannte das Lösungswort der Zukunft.

